

Kay Lutter



Bluesommer

Eine Geschichte von Freiheit,
Liebe und Musik hinter
dem Eisernen Vorhang

LAGO

Roman

Kay Lutter

Bluessommer

Eine Geschichte von Freiheit,
Liebe und Musik hinter
dem Eisernen Vorhang

LAGO

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://d-nb.de> abrufbar.

Für Fragen und Anregungen:

info@lago-verlag.de

Für weitere Informationen zu Buch und Autor:

www.bluessommer.de

2. Auflage 2019

© 2017 by Lago, ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH

Nymphenburger Straße 86

D-80636 München

Tel.: 089 651285-0

Fax: 089 652096

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Redaktion: Matthias Teiting

Umschlaggestaltung: Manuela Amode

Umschlagabbildung: Kay Lutter; CLS Digital Arts/shutterstock; ImagePost/shutterstock

Satz: Carsten Klein, München

Druck: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-95761-171-0

ISBN E-Book (PDF) 978-3-95762-083-5

ISBN E-Book (EPUB, Mobi) 978-3-95762-084-2

Weitere Informationen zum Verlag finden Sie unter

www.lago-verlag.de

Beachten Sie auch unsere weiteren Verlage unter www.m-vg.de

*Waiting for the sun
Waiting for you to tell me
What went wrong*

(Jim Morrison)

Irgendwann werd ich mal ...

Wir starrten gelangweilt in den vollen Aschenbecher, der einsam in der Mitte des Tisches stand. Die drei gleichzeitig verglimmenden Zichten ließen sich alle Zeit der Welt. Die Farbe der Tischdecke schmerzte mir in den Augen und irritierte mich ein wenig – ein verblichenes Orange, verziert von braunen Kringeln, die sich ohne erkennbares Muster dahinschlängelten.

Unsere Stammkneipe hatte eindeutig schon bessere Tage gesehen, ihr Flair hatte inzwischen etwas von einer Bahnhofsgaststätte. Für uns war das völlige Nebensache, wir fühlten uns hier ohnehin wie auf der Durchreise. Hässliche Tischdecken gehörten zu den Dingen, die uns im Leben am wenigsten störten. Hauptsache, es war billig, ging schnell und wir bekamen einen Tisch an der Fensterfront, damit wir sehen konnten, wer noch so im Anmarsch war.

Im Stillen hatte ich gehofft, meine Freunde heute in besserer Stimmung anzutreffen, denn eigentlich stimmten doch alle Voraussetzungen für das Besäufnis, das wir geplant hatten. Sogar die Sonne schien überraschend warm durch die großen, ungeputzten Fenster, und mir wurde plötzlich bewusst, wie verräuchert der Laden am späten Nachmittag schon war. Es gehörte zu unseren alten Traditionen, dass wir in dieser Kneipe vorglühten und uns anschließend in hitzige Diskussionen stürzten, wann immer es ein paar wichtige Dinge im Zusammenhang mit unserer Band zu klären gab.

Vor knapp zwei Wochen war der Frühling befohlen worden, wie Floyds Cousin seit seiner Rückkehr von der Nationalen Volksarmee nicht müde wurde zu betonen. Er sprach so, als wäre er noch immer Soldat. Ich wusste auch nicht, warum ich plötzlich an Floyds Cousin denken musste, Frank war eigentlich ein Typ, der uns mit seiner blöden Art extrem auf die Nerven ging. Er mischte sich immer und überall zum ungünstigsten Zeitpunkt ein, dafür hatte er wirklich ein Händchen. Floyd mochte ihn trotzdem und betrachtete Frank als eine Art Ersatzbruder.

Angesichts seiner Rückkehr machte mir meine eigene drohende Einberufung zunehmend Angst – irgendeine Macke behielt jeder von seinem achtzehnmonatigen Zwangsaufenthalt bei der NVA zurück. Frank war definitiv nicht mehr derselbe, er redete jetzt pausenlos in Rätseln, sprach von Es und von Maßbändern, die man jeden Tag abschnitt und die als Kalender erhalten mussten. Er erklärte uns lustige Spiele wie Heimreise oder Musikbox, bei denen die naivsten der neu angekommenen Soldaten in einen Schrank gesperrt wurden und für den Rest der Belegschaft singen mussten.

Aber Floyds Cousin sollte heute nicht unser Thema sein, sondern es war Floyd selbst, was ihm sichtlich unangenehm war. Der Mai versuchte sich mit ungewohnt warmen Temperaturen in Szene zu setzen, trotzdem behielt mein Freund stoisch seine dicke, braune Motorradlederjacke an, die ihm sein Vater vermacht hatte. Sie stand ihm gut, ganz ohne Frage, und seine blonden Locken, die ihm bereits bis auf den Kragen fielen, machten ihn zusätzlich bei den Mädchen beliebt. Er musste kein Instrument spielen, um aufzufallen. Floyd punktete mit Aussehen, wohingegen Porni auf sein selbstsicheres Auftreten und seine große Klappe setzen musste.

Floyd klammerte sich krampfhaft an sein Bierglas und zuckte nervös mit dem linken Augenlid. Obwohl ich ihn schon so lange kannte, hatte ich dieses Zucken noch nie bemerkt. Ein schlechtes Zeichen, ich tat so, als hätte ich es nicht gesehen. Floyd fühlte sich ganz offensichtlich wie

vor einem Tribunal. Ganz unauffällig trocknete er sich seine schweißigen Hände am Tischtuch ab und tat dabei so, als wäre ihm etwas vom Tisch gefallen.

Er blieb stumm. Selbst der halbwegs romantische Ausblick auf das Hafenbecken der Potsdamer Weißen Flotte, deren Ausflugsdampfer in Reih und Glied vor der Kneipe festgemacht hatten, konnte ihn nicht aus der Reserve locken. An jedem anderen Tag wäre das alles perfekt gewesen, an jedem anderen, aber heute eben nicht.

Scheiße, schoss es mir durch den Kopf, genauso frustrierend hatte ich diesen Abend kommen sehen. Ich hatte definitiv eine pessimistische Ader, bei mir war das Glas eher halb leer als halb voll, und wenn meine Vorahnungen dann eintrafen, fühlte ich mich regelmäßig bestätigt.

Ich hatte in den letzten vier Wochen an nichts anderes denken können, und nun war es so weit: Wir kamen an diesem Samstagabend mit einem unglaublichen Tinnitus in den Ohren von der Probe zurück und mussten diskutieren, wie es weitergehen sollte – und ob es überhaupt weitergehen sollte. Keiner meiner Freunde hatte Lust, den Mund aufzumachen und das Gespräch zu eröffnen, ein komplizierter Abend hing in der Luft, und niemand wollte dafür die Verantwortung übernehmen.

Floyd und Porni waren meine besten Freunde, ganz ohne Frage, wir kannten uns seit Ewigkeiten. Umso schwerer fiel es uns, Floyd beizubringen, dass Porni und ich nach Berlin gehen würden. Ob er nun mitkommen wollte oder nicht, unsere Entscheidung stand fest. Der Abend in der Kneipe war lediglich eine Vorbesprechung, bevor wir mit den restlichen Jungs reden konnten. Floyd hing noch mit ganzem Herzen an der Band, während uns in der Enge der Provinz die Decke auf den Kopf fiel.

Porni war keine große Hilfe, er fuhr sich pausenlos durch die Haare, wie er es immer machte, wenn er nervös war. Sein Versuch, sich die Haare wachsen zu lassen, erinnerte optisch eher an David Bowie zu Zeiten von »Ziggy Stardust« als an die Mode der Blues- und Hippiebands, die Floyd

und ich so liebten. Er trug einen Seitenscheitel und fiel damit völlig aus dem Rahmen. Porni gab sich gern dandyhaft, entsprechend war es seine Idee gewesen, dass wir irgendwann damit anfangen, in alten Trenchcoats herumzulaufen. Bei gutem Wetter und Sonnenschein stellte sich Porni gern in die erste Reihe, aber wenn es wirklich darauf ankam, starrte er auf den Boden und brachte kein Wort über die Lippen. Und ich selbst hatte keine Lust, schon wieder den Bandsprecher machen zu müssen, die Rolle wurde mir an den miesen Tagen viel zu oft übertragen.

Also schwiegen wir.

Mit der Zeit gewöhnte ich mich an den Anblick der Tischdecke. Es machte mir sogar Spaß, die Muster in meinem Kopf verschwimmen zu lassen und zu immer neuen Dingen zusammenzusetzen. Ich würde so lange die Tischdecke und den Aschenbecher fixieren, bis einer der Kollegen den Mund aufmachte oder besoffen vom Stuhl fiel.

Dabei konnte ich mir weiß Gott Schöneres vorstellen, als mit den beiden hier herumzusitzen. Zum Beispiel hätte ich zu Hause das Sofa für mich allein in Beschlag nehmen und mir im Fernsehen die Zusammenfassung der DDR-Oberliga ansehen können. Union Berlin spielte schon wieder eine Klasse tiefer, und trotzdem reichte es nur für knappe Ergebnisse. Es war einfach zum Heulen. Nach dem Unentschieden gegen Stahl Eisenhüttenstadt und dem jämmerlichen 0:0 gegen Motor Hennigsdorf fiel es uns mittlerweile immer schwerer, uns zu den Heimspielen nach Berlin aufzuraffen, um uns dort Not gegen Elend anzusehen. Wir hatten uns in diesem Jahr bereits frühzeitig damit arrangiert, dass Union wieder einmal knapp am Aufstieg vorbeirattern würde.

Die Zeit verrann, wir tranken nutzlos unsere Biere, die Anspannung wurde langsam unerträglich. Die letzten Sonnenstrahlen waren verschwunden, und der Anblick meiner beiden Freunde sprach Bände: Floyd und Porni starrten frustriert vor sich hin. Nach dem fünften halben Liter Potsdamer Pilsener waren ihre Gesichter stärker durchblutet, als das normalerweise der Fall war, trotzdem schwiegen sie weiter

hartnäckig. Von wegen Alkohol hätte eine enthemmende Wirkung. Wenn man wirklich einmal darauf spekulierte, funktionierte es einfach nicht. Von Porni, unserem Bandgroßmaul, hätte ich etwas mehr Redefreudigkeit erwartet, wenigstens einen seiner blödsinnigen Sprüche. Ihn ging das alles schließlich genauso viel an wie mich. Und auf Hilfe von außen konnten wir nicht hoffen. Henry, unser Gitarrist, war weit weg. Er wartete drüben mit dem anderen Teil der Band im Proberaum und wusste ziemlich genau, dass wir hier zu dritt in der Kneipe saßen und über das Ende der Band und den endgültigen Abschied aus unserer Heimatstadt diskutierten. Die Stimmung in den letzten Wochen war beschissen gewesen. Für mich waren Henry und der Rest von Madstop bereits seit zwei Stunden Vergangenheit.

Porni und ich hatten beschlossen, die Band zu verlassen, um unser Glück in Berlin zu versuchen. Es gab ja nicht besonders viele Möglichkeiten, um als Musiker zu arbeiten oder gar Musik zu studieren. Es blieben, neben Berlin, eigentlich nur noch Weimar, Leipzig und Dresden übrig. Alles nördlich von Berlin war unbekanntes Niemandsland, in das keine ernst zu nehmende Band jemals einen Fuß setzte. Hier wohnte niemand, den man kennen wollte, ganz im Gegensatz zum Süden des Landes.

Dresden war eine schöne Stadt und hatte ein paar ganz abgefahrene Bands zu bieten, lag aber mitten im Tal der Ahnungslosen, also weit entfernt von der Reichweite der Westsender, die eine Grundvoraussetzung für den Empfang brauchbarer Musik waren. Radio Luxemburg? AFN? RIAS II? Nach Dresden wollte niemand freiwillig. Porni hatte mich eines Tages während der *Sportschau* grinsend gefragt, ob ich wüsste, was die Buchstaben ARD zu bedeuten hätten. Ich hatte den Kopf geschüttelt.

»Was? Den kennst du noch nicht? Alter, wo kommst du denn her?«
Er klopfte sich mit einem gewaltigen Lachen auf die Oberschenkel.
»Außer Raum Dresden, verstehst du?«

Dresden kam also nicht infrage, wobei Potsdam in Sachen Provinzialität auch nicht viel besser war, mal abgesehen vom Radioempfang. Sollten die anderen doch machen, was sie für richtig hielten. Wir würden

hier abhauen, nicht nach Dresden, nicht nach Weimar oder Leipzig, sondern in die Hauptstadt – und zwar so schnell wie möglich.

Ich wartete anscheinend umsonst darauf, dass sich Porni zu Wort meldete. Wir beobachteten zu dritt, wie sich der Aschenbecher zwischen uns mit beeindruckender Geschwindigkeit füllte. Der Kippenberg konnte einem schon ein schlechtes Gewissen machen, auf jeden Fall könnte unser Sportlehrer, der ewig rotgesichtige Herr Degenkolbe, recht behalten mit seiner Prognose, dass wir in zwei Jahren eine lächerliche Stadionrunde nur noch auf allen vieren beenden würden, wenn wir unseren Lebenswandel nicht rigoros änderten.

Warum konnte ich nicht einfach einmal locker bleiben und den Dinge ihren Lauf lassen? Warum konnte ich mich nicht zurücklehnen und in Ruhe warten, bis einer der anderen etwas sagte? Warum musste ich alles sofort klären? Ich kam mir manchmal wie ein gottverdammter Pedant vor, zumindest schlummerte tief in mir ein Perfektionismus, der mich fast schon krank machte. Permanent blieb ich hinter meinem Anspruch an mich selbst zurück. Dieser zum Scheitern verdamnte Kampf, den ich einfach nicht gewinnen konnte, machte mich am Ende wohl zum Pessimisten.

Den Schwermut hatte ich wohl von meinem Vater geerbt. Er redete zwar nie darüber, aber in der dunklen Jahreszeit überfiel ihn regelmäßig eine Art lähmende Winterdepression, und erst im Frühjahr, wenn es heller und wärmer wurde, war er wieder ganz er selbst. Ich ärgerte mich oft darüber, dass ich mich nicht gelegentlich fallen lassen konnte wie Porni. Ich bewunderte ihn insgeheim für seine Oberflächlichkeit und wünschte, ich hätte wenigstens einen ganz kleinen Teil davon bekommen.

Meine Mutter war eine äußerst lebensfrohe Frau, leider hatten sich ihre Gene bei mir kaum durchsetzen können. Ich hatte ein gutes Verhältnis zu meinen Eltern, wenn ich mich auch manchmal fragte, ob die beiden mit zunehmendem Alter nicht etwas wunderlich wurden.

Insbesondere an meinem Vater entdeckte ich mit der Zeit Wesenszüge, die mir noch nie aufgefallen waren. Wenn ich ihn zum Beispiel fragte, warum er an der Tankstelle in Michendorf, ausgerechnet dort, wo auch Floyd, Porni und ich uns schon oft erfolglos die Beine in den Bauch gestanden hatten, an einem der zahllosen Trampler vorbeifuhr, zuckte er nur mit den Schultern.

»Mensch, Mike!«, versuchte er sich dann herauszureden, »früher sind wir doch auch getrampt und haben uns gefreut, wenn wir mitgenommen wurden. Aber das waren ganz andere Zeiten! Ich kann nicht so einen langhaarigen Penner einladen, den ich nicht mal kenne und dem wahrscheinlich nach fünf Minuten schon die Bierflasche auf dem Rücksitz umkippt. Außerdem sind die nicht versichert.«

Ich konnte das einfach nicht glauben. Mein Vater klang, als ob seine besten Jahre schon eine Ewigkeit zurücklagen. Dabei war er gerade Mitte vierzig! Und wenn er nur kurz in den Rückspiegel geblickt hätte, dann wäre ihm sicherlich nicht entgangen, dass da genau so ein langhaariger Typ bei ihm im Auto saß, nur dass es sich in diesem Fall um seinen eigenen Sohn handelte. Ich wurde aus ihm einfach nicht mehr schlau. In der vergangenen Woche hatte es ihn nicht im Geringsten gestört, dass Mutter mir den ungefähr sechsunddreißigsten Flicker auf meine Jeans genäht hatte – wo genau da der Unterschied zu den Trampeln lag, war mir schleierhaft.

Die spießigen Anwandlungen meines Vaters machten mich nachdenklich. Früher jedenfalls hatte ich mich nie für ihn schämen müssen. Er war selbst einmal Musiker gewesen, war einige Jahre mit seinen Freunden durch die Kneipen gezogen und hatte etwas Geld nebenher verdient. Und ich glaubte, dass er nicht nur des Geldes wegen unterwegs gewesen war, er war immer noch fasziniert, wenn im Fernsehen für eine Best-of-Schallplatte der Kinks, der Rolling Stones oder von Bill Haley geworben wurde. Dann schnappte er sich seine alte Halbresonanz-Gitarre, die immer griffbereit in der Ecke zwischen Schrankwand und Sofa stand, und versuchte das jeweilige Riff mitzuspielen.

»Hier, Mike! So geht das! Und hörst du den Bass?« Er versuchte, die Harmonien auf seine Gitarre zu übertragen, und summte mir den Bass dazu vor. »Nicht sehr kompliziert, aber gut. Hier, ganz einfach!«

Die Begeisterung meines Vaters für die alten Rock'n'Roll-Helden war echt, und ich schätzte, dass sein Spitzname »Zonen-Elvis« auch nicht von ungefähr kam. Meine Mutter lächelte nur geheimnisvoll, wenn seine alten Freunde bei uns zu Besuch waren und unzählige Schnäpse getrunken und alte Geschichten ausgetauscht wurden. Irgendwann war es dann immer so weit, dass sie mich aufforderten, den Bass aus meinem Zimmer zu holen, um mit ihnen zu jammen, und ich versuchte, so gut es ging, mit ihnen mitzuhalten. Jahre später fand ich heraus, dass die Band nicht sonderlich gut war, und vielleicht war es deshalb für Zonen-Elvis auch so wichtig, mich irgendwann auf der Musikschule anzumelden – ich sollte ein besserer Musiker werden als er.

Ein großer Fehler meines Vaters war allerdings sein Hang zu übertriebener Ordnung. Als ich ein kleiner Junge war, liebte er es, mich zu kontrollieren. Dann schritt er wie ein Feldwebel durch mein Zimmer und wischte mit dem Finger über die höchsten Schrankkanten, um anschließend den Staub genüsslich wegzupusten. »Hast du nicht gesagt, du hättest aufgeräumt?«

In meinem Zeugnis las er die Kopfnote immer zuerst. »Ordnung: drei, Mitarbeit: drei! Wieso das denn? Du hättest wenigstens ein bisschen was von mir erben können!«

Tatsächlich hatte ich wohl eher zu viel von ihm geerbt, was ich mir lange nicht eingestehen wollte. Und nun merkte ich, dass ich ebenfalls begann, eine besondere Art Perfektionismus zu entwickeln. Auf Gedeih und Verderb musste ich immer alles zu Ende bringen – das konnte wirklich ein Fluch sein, und mit der Zeit begann ich höllisch darunter zu leiden.

Abgesehen von der zunehmenden Spießigkeit meines Vaters liebte ich meine Eltern. Wer von meinen Freunden konnte das schon behaupten, abgesehen vielleicht von Porni? Sein Vater war für uns ohnehin der

König. Er war seit seiner Scheidung alleinerziehend, schon das war für uns ziemlich exotisch. Pornis Vater hatte früher als Fernfahrer gearbeitet und kannte die Welt westlich der Mauer zumindest von den Autobahnen her, was ein ziemlich großes Privileg war. Westen war Westen, das galt auch für die Autobahn. Wer von uns konnte von sich behaupten, jemals durch den Rest Deutschlands in Richtung Brüssel, Paris oder Rotterdam gefahren zu sein?

Nach einem schlimmen Unfall sattelte er dann auf einen Linienbus um und fuhr den lieben langen Tag durch den gesamten Bezirk Potsdam. Seine Ziele hießen nun Kyritz, Premnitz, Brandenburg und Flughafen Berlin-Schönefeld. Irgendwann nach der Scheidung lebte Porni dann bei ihm.

Wie viel doch in so einen Mitropa-Aschenbecher passte! Es war einfach unglaublich. Die hässlichen Plastikblumen, die auf dem Tisch standen, fielen mir erst jetzt auf, ich hatte sie, so völlig in Gedanken versunken, überhaupt nicht wahrgenommen. Dabei konnte man sie eigentlich gar nicht übersehen.

Der VEB Kunstblume Sebnitz hatte hier ganze Arbeit geleistet. So etwas funktionierte nur in der DDR, weil man in diesem Land eben keine Konkurrenz zu befürchten hatte. Wahrscheinlich war die Firma stolz darauf, den Titel »Alleinhersteller in der Deutschen Demokratischen Republik« tragen zu dürfen. Ich hätte schwören können, dass auch die kleinen Blumenmonster aus Plastik von frustrierten Schülern im PA-Unterricht zusammengefaltet wurden, so lieblos, wie die aussahen. Die einen fummelten eben Plastikblumen zusammen, während die anderen Schrauben sortierten. Wir wiederum produzierten Druckknopfsteuerkästen, schwere und unhandliche Dinger, auf denen sich nur vier Knöpfe befanden, deren Sinn sich uns nicht erschloss.

Die bleichen Blumenimitate schrien förmlich nach Wasser, und so füllte ich die hässliche Vase randvoll mit Bier und zauberte damit endlich ein Lächeln auf die Gesichter meiner beiden Freunde.

»Endlich kommt Niveau auf!«

Porni grinste schon etwas debil, während die Glut an Floyds Juwel 72 langsam die Zigarette hinunterkroch und schließlich den Filter erreichte, der sofort zu stinken begann. Floyd rauchte immer dieses Kraut, bei dem einem schon vom Geruch die Lust verging. Niemand aus unserer Clique hätte gewagt, jemals mit diesem Zeug in der Öffentlichkeit aufzukreuzen, Juwel 72 waren die unterste Stufe der Zigarettevolution. Aber bei ihm zu Hause lagerten Tonnen von dem Kraut, da seine Mutter darauf schwor. Zugegebenermaßen hatte das den Vorteil, dass Floyd nie sein eigenes Geld fürs Rauchen ausgeben musste und sich definitiv niemand bei ihm Zigaretten schlauchte.

»Floyd raucht diese Scheiße immer noch bis zum Fingernagel! Hast du bei deiner Mutter in der Handtasche nichts Besseres gefunden?«

Pornis Witze waren schon mal besser gewesen, aber wenigstens bemühte er sich. Ich wusste das zu schätzen. Floyd hingegen zog noch immer eine finstere Miene, als hätte man ihn zu zehn Jahren Zwangsarbeit in der Braunkohle verurteilt. Obwohl es in unserer Stammkneipe eigentlich wie immer war, ahnte er natürlich, dass wir ihm unsere Entscheidung nun möglichst schonend beibringen wollten. Dass die Stimmung in der Band seit Wochen angespannt war, war ihm nicht entgangen – dass wir uns tatsächlich schon entschieden hatten, alle Brücken in Potsdam abubrechen, wusste er nicht. Unsere Entscheidung würde die Freundschaft auf eine harte Probe stellen. Es war ja nicht so, dass uns die ganze Geschichte völlig kaltließ. Leider war Potsdam jedoch ein Dorf, und das würde so bleiben bis in alle Ewigkeit. Von hier aus startete man keine Musikkarrieren, das wusste selbst Floyd. Was sollten wir also noch in dieser Gegend? Unser Entschluss stand fest. Sollten wir deswegen die nächsten Wochen mit gesenktem Haupt und schlechtem Gewissen durchs Gelände schleichen?

Ich kannte Floyd, seitdem ich in die Schule gekommen war. Zumindest vom Sehen, er war eine Klasse über mir und gehörte zu den Jungs, die

den Schulhof beherrschten, zumindest auf seine sehr eigene Art. Wir hatten nicht viel miteinander zu tun, bis er eines Tages zum Schuljahresanfang in unserer Klasse stand und einen freien Platz suchte.

»Mike, bei dir ist doch noch frei!«

Es war mehr eine Ansage als eine Frage, unsere Klassenlehrerin hatte die Sitzordnung erst vor wenigen Minuten festgelegt und war wohl selbst am meisten überrascht, dass wir jetzt noch einen Sitzenbleiber zugewiesen bekamen.

Floyd saß also neben mir, wir grinsten uns an und waren uns von Anfang an sympathisch. Dass er Musik liebte, war unschwer an seiner Federtasche zu erkennen, die über und über mit Bandnamen verziert war. Er trug Westklamotten, die es im Intershop nicht zu kaufen gab, aber er gab damit nicht an. Unter der Schulbank steckte er mir heimlich Kaugummis zu, die er von seinem Vater geschickt bekam, der in Westberlin lebte. Floyd war ein sportlicher Typ und ungewöhnlich groß für sein Alter, deshalb hatte er es auf dem Schulhof nie nötig, sich an den Revierkämpfen zu beteiligen. Er sprach überhaupt sehr wenig, stand oft abseits und beobachtete die Szenerie geringschätzig mit heruntergezogenen Mundwinkeln. Er war still und galt deshalb als arrogant, hatte er allerdings jemanden in sein Herz geschlossen, dann konnte man sich auf ihn verlassen. Die Klasse musste er nicht wiederholen, weil er schlecht in der Schule gewesen wäre. Ganz im Gegenteil, wenn ein Thema ihn wirklich interessierte, dann war er sofort Feuer und Flamme und übertrieb oftmals. Leider gab es nicht viele Themen, an denen er Interesse gehabt hätte, schulische Dinge gehörten nicht dazu – wie überhaupt nur wenig, das ein gewisses Maß an Anstrengung erforderte.

Floyd lebte mit seiner Schwester und seiner Mutter allein in einer Wohnung und hatte gewisse Freiheiten. Er durfte so lange draußen bleiben, wie er wollte, er durfte zu sich nach Hause mitnehmen, wen er wollte, und so kam es, dass Floyds Kinderzimmer für uns der wichtigste Treffpunkt nach der Schule wurde. Später war Floyds Zimmer auch das erste, in dem geraucht wurde, obwohl wir gerade einmal vierzehn waren.

Es war schon merkwürdig mit ihm. Floyd war der musikbesessenste Typ, der mir jemals über den Weg gelaufen war, und eigentlich war er nur zu faul, um ein Instrument zu erlernen. Er bewunderte meinen Tatendrang, aber er scheute die Mühe. Ihm reichte die Musik aus der Konserve. Nach der Schule saßen wir fast täglich stundenlang in seinem Zimmer und tauschten von Rekorder zu Rekorder unsere Schätze aus.

Floyd war anfangs Stones-Fan, aber eigentlich nur weil sein Onkel, der Seemann war, mit einem Konzertbesuch bei den Stones angab, der bereits Jahrhunderte zurücklag. Sein Onkel besaß sämtliche LPs und sogar ein paar rare Singles von den Stones und gab überhaupt einen Großteil seines Gehalts für Schallplatten aus, wovon Floyd und ich natürlich profitierten. Seine alte Eintrittskarte von dem sagenumwobenen Konzert im Londoner Hyde Park hütete er wie seinen Augapfel. Sie prangte, in einen überdimensionalen Bilderrahmen eingefasst, unübersehbar im Wohnzimmer direkt über dem Fernsehapparat. Wir waren uns zwar sicher, dass Floyds Onkel log, bis sich die Balken bogen, aber wir hörten seine Geschichten gern.

Floyd mutierte wenig später, für seine gleichaltrigen Mitmenschen Anfang der Achtzigerjahre nicht so ohne Weiteres nachvollziehbar, zum Kinks-Fanatiker. Kurz nachdem er sich die Buchstaben KINKS eigenhändig auf seine Jeans gestickt hatte – er hatte das in der Stadtbuslinie bei einem AC/DC-Fan gesehen –, kam natürlich, was kommen musste.

»Kinks ist falsch geschrieben!«, maulte ein Depp aus der Parallelklasse, »das wird mit G geschrieben! Hast du kein Englisch?«

Wenn es Queen gab, dann durften die Kings logischerweise nicht fehlen, doch für so viel Unkenntnis gab es sofort Nachhilfeunterricht in Form eines blauen Auges. Was Musik anging, verstand Floyd keinen Spaß.

Porni seinerseits hatte ich an der Musikschule bei einer Probe der Big Band kennengelernt, die dort jeden Donnerstagabend stattfand. Was anfangs noch ganz spannend war, machte mit der Zeit keinen Spaß mehr. Ich mochte die Stücke nicht, die wir spielten, ich mochte den

Big-Band-Leader nicht, der auf Schlager stand, und ich mochte meine Mitmusiker nicht, die ihre Anwesenheit als notwendiges Übel erachteten und sich, so oft es ging, entschuldigen ließen. Und dann eines Tages bog Porni um die Ecke des langen, frisch gebohnerten Gangs der Musikschule und grüßte mich schon von Weitem. Ich wusste gar nicht, womit ich das verdient hatte. Anscheinend kannte er mich, obwohl ich mich nicht daran erinnern konnte, ihn jemals gesehen zu haben.

Optisch erinnerte er mich sehr an Floyd, er war schlaksig und mindestens genauso groß wie er. Trotzdem war Porni natürlich ein komplett anderer Typ, er trug sein Herz auf der Zunge und sagte direkt das, was er dachte, was nicht immer zu seinem Vorteil war. Er sah sich kurz im Raum um, versuchte, die Charaktere der anderen Musikschüler einzuschätzen, und probierte sich sofort in der Chefrolle, sehr zur Freude unseres Lehrers, der die Chance gekommen sah, sich während der Probe etwas auszuruhen. Von nun an verdiente Herr Clemens sein Geld quasi im Schlaf.

Porni hatte Talent, ihm fiel das meiste in den Schoß. Und ich mochte Typen, die sich erst einmal einen Überblick verschafften und herumprobieren, anstatt wie ich sofort verbissen ins Detail zu gehen und hinterher an den eigenen Ansprüchen zu verzweifeln. Porni nahm alles locker. Wir hatten denselben Nachhauseweg, zumindest bis zum Bassinplatz, wo wir uns später trennten und in die verschiedenen Stadtlinien umstiegen. Bis die Straßenbahn oder der Bus kam, legten wir unser Geld zusammen und gaben es am Kiosk aus, zuerst für Kakao und Pfefferminzbonbons, später für Zigaretten und Bier.

In einer eigenen Band zu spielen war das Allergrößte, gar keine Frage. Und mit unserer Band hatten wir alles erreicht, was man in jungem Alter und in diesem Provinzkaff erreichen konnte. Über kurze Zeit verfügten wir sogar über einen Proberaum, auch wenn wir diesen in den letzten Monaten an jedem Wochenende gegen den dort ebenfalls beheimateten Schachklub des SC Dynamo Potsdam verteidigen mussten.

»Ihr könnt heute hier nicht üben, wir haben morgen ein wichtiges Turnier in Oranienburg.«

Was konnte eigentlich noch erniedrigender sein, als seine Verstärker um einen Tisch voller Schachspieler zu drapieren und darauf zu warten, bis die gnädigen Herren ihre Partien zu Ende gespielt hatten? Blitzschach sah für mich anders aus, die Typen wollten uns offensichtlich warten lassen. Sie waren schließlich bei Dynamo, einem Bullenverein, und wir sahen nicht so aus, als würden wir uns über alle Maßen in der FDJ engagieren. Wir hassten sie, und sie hassten uns. In einem staatlichen Kulturhaus hatte man als Rockband nicht besonders viele Trümpfe in der Hinterhand – und schon gar nicht gegen einen Haufen Schachspieler eines Bullenvereins. Leider saßen die anderen am längeren Hebel.

Mit der Zeit mussten wir uns geschlagen geben. Pornis Tante hatte ein paar Jahre im Kreiskulturhaus gearbeitet, doch mit ihrer Kündigung verschwand auch ihr Einfluss. Sie hatte ihre schützende Hand über unser buntes Treiben oben im Turmzimmer des Gebäudes gelegt, konnte nun jedoch nur eine Gnadenfrist bis zum Beginn der Sommerferien aushandeln.

»Nun lasst die Jungs doch hier im Haus proben. Dann machen die wenigstens etwas Sinnvolles und sind weg von der Straße!«, waren ihre Worte.

Sie hatte es wenigstens versucht. Doch auch wenn wir uns noch so viel Mühe gaben, indem wir anboten, das Festprogramm des Kulturhauses anlässlich des 1. Mai mit ein paar Songs unserer Band zu veredeln, es nutzte auf Dauer alles nichts. Wir bekamen jeden Tag auf die Stulle geschmiert, dass die Bandmitglieder nicht ganz den Vorstellungen von »allseits gebildeten sozialistischen Persönlichkeiten« entsprachen. Wir waren einfach nicht erwünscht.

»Habe ich richtig gehört, dass Sie ausgerechnet zum Internationalen Kampf- und Feiertag der Arbeiterklasse einen Titel von Udo Lindenberg

spielen wollen? Gibt es denn nicht genügend Idole aus der Kulturszene der Deutschen Demokratischen Republik für Jugendliche wie Sie? Sie haben eine Vorbildfunktion für die anderen Heranwachsenden, sind Sie sich dessen nicht bewusst? Außerdem werden Sie mit solchen Titeln die Kommission bei Ihrer nächsten Einstufung wohl kaum überzeugen können. Wenn Sie so weitermachen, wird das nie etwas mit Ihrer Spielerlaubnis!« Mit diesem Kurzvortrag fing uns Kulturhausleiter Rettig eines schönen Tages schon auf der Haustreppe ab. Um uns abzupassen, hatte er sich sogar den ganzen Samstagnachmittag freigehalten, anstatt wie sonst mit seiner Familie das Wochenende auf seiner Datsche zu verbringen.

»Ihnen als angehende Herren Musiker sollte doch eigentlich bekannt sein, dass diesem Herrn Lindenberg in der DDR schon vor einigen Jahren ein Auftrittsverbot erteilt wurde und dass seine Musik unerwünscht ist. Habe ich das etwa als eine gezielte Provokation Ihrerseits aufzufassen?«

Irgendwann werd ich mal etwas ganz Großes tun

Mann, jetzt hatte ich wohl auch schon ordentlich die Lampe an. Es passierte mir nicht allzu oft, dass ich am Tisch anfang zu summen. Und schon gar nicht dieses Lied! Porni fing an zu grinsen, aber Floyd ließ sich auch davon nicht aus der Reserve locken. Ich erinnerte mich vage daran, dass wir mal überlegt hatten, diesen Song von Renft in unser Programm aufzunehmen. Einen Song von einer Band zu spielen, die verboten war, klang ja prinzipiell erst einmal gut, doch ausgerechnet dieses Lied war das pure Gegenteil von Rock'n'Roll, weshalb Porni und ich unser Veto einlegen mussten. Der Text war ganz okay, aber der Rest war eindeutig etwas für die Nickelbrillenfraktion. Für diejenigen, die keine Verzerrer, sondern Akustikgitarren mit Darmsaiten benutzen.

Porni und ich hatten einfach keine Lust mehr, unsere Pläne auf irgendwann zu verschieben. Irgendwann war jetzt! Auf was sollten wir noch

warten? Immer nur warten, warten, warten. Vielleicht hatte unser ganzer Unmut auch damit zu tun, dass die Band sich schon mit dem ersten kleinen Erfolg zufriedengab. Kaum kamen fünfundzwanzig Kumpel und acht zahlende Gäste zu unseren Konzerten, kaum erkannten uns mehr als drei Leute im Café Heider, schon setzte sich ein Teil der Kapelle die Kiezkrone auf. Gerade in Potsdam war unter den Blinden der Einäugige König.

Wir mussten diesen Sommer dazu nutzen, endgültig einen Schlusstrich zu ziehen, einen Schlusstrich unter die Band, einen Schlusstrich unter die Zeit in Potsdam, einen ganz dicken Schlusstrich unter unsere Schulzeit. Besonders an Letztere wollten wir nicht mehr erinnert werden. Floyd musste sich schon selbst entscheiden, auf welcher Seite er stehen wollte. So war es nun mal. Jetzt musste doch endlich das wirkliche Leben beginnen, oder? Das wirkliche Leben, Alter!

Blieb noch Simone, meine erste große Liebe. Aber konnte man die erste Liebe während der Schulzeit wirklich als die große Liebe bezeichnen? Kommt die ganz große Liebe nicht erst viel später? Sie war wunderschön, auch die ersten Streicheleinheiten mit ihr genoss ich in vollen Zügen, aber die Sterne hatte ich nicht sehr oft gesehen, und ich glaubte, dass es bei ihr nicht anders war. Irgendwie lag es wohl einfach nahe, sich in ein Mädchen aus der Parallelklasse zu verlieben. Man sah sich ohnehin jeden Tag, und auf die blöde Herumbalzerei in den Diskotheken und die übliche Willst-du-was-trinken-Nummer konnte ich gern verzichten.

Es war Simone, die auf mich zugegangen war und mir beichtete, dass sie schon länger in mich verliebt war. Ich hatte keinen blassen Schimmer, wovon sie sprach, da ich zu der Zeit ein Auge auf ein anderes Mädchen geworfen hatte, genau genommen auf ihre beste Freundin, die mein Werben jedoch ignorierte. Ich brauchte eine ganze Weile, bis ich mich davon erholt hatte, einen Korb bekommen zu haben, weshalb mir Simone gar nicht in den Sinn gekommen war. Und so war es eben Simone, die den ersten Schritt tat. Es war an einem späten Nachmittag im Winter, wir renovierten gerade den Schulklub, richteten eine kleine

Bar ein, malten Plakate und bauten ein Pult für den DJ, da bemerkte ich, dass sich dieses Mädchen ständig in meiner Nähe aufhielt. Es gefiel mir, aber ich kam einfach nicht auf die Idee, sie anzusprechen. Und irgendwann wurde es Simone zu bunt.

»Rauchst du eigentlich, Mike?«

Während ich noch immer überlegte, was zu tun war, zog sie mich an der Hand die Stufen hinauf in eine der oberen, unbeleuchteten Etagen des Schulhauses und küsste mich schon im Treppenflur.

Im Folgenden blieb es dabei, dass Simone in unserer Beziehung das Kommando übernahm. Sie bemühte sich aus Leibeskräften, sie lud mich ein, so oft es ging, und später, als wir dann offiziell zusammen waren, verplante sie unsere freie Zeit und die Wochenenden bis ins Detail. Es hatte etwas Sportliches, alles war bei Simone auf die Minute durchdacht. Am Samstag nach der Schule fuhren wir anstatt zum Fußball in die Alte Försterei nach Berlin oder lieber nach Erfurt, um in der Altstadt zu bummeln, wir machten Ausflüge mit der Bahn nach Leipzig und Magdeburg, besuchten eine Ausstellung in Dresden und diverse Liedermacher und Lesungen in der Potsdamer Innenstadt. Es imponierte mir anfangs, aber dann wurde es schnell zu viel des Guten.

Ich hatte Magengrimmen, weil mein eng gestrickter Zeitplan mit ihrer Vorstellung von Liebe und Zusammensein nicht in Einklang zu bringen war. Simone interessierte sich nicht die Bohne für meine Freunde und die Musik, die wir machten. Sie interessierte sich eigentlich überhaupt nicht für Musik. Ich hingegen hatte neben der Band auch noch andere Kumpel, mit denen ich am Wochenende gern zum Fußball oder zu Konzerten ging. Wenn Simone mal auf eines der wenigen Konzerte mitkam, dann eher, um auf mich aufzupassen als aus Interesse an der Musik. Es wollte einfach nicht zusammenpassen, wir waren wie ein Paar verschiedener Schuhe.

Schließlich standen mit dem Ende der Schulzeit die letzten großen Sommerferien vor der Tür. Ich druckste herum, weil ich mir plötzlich

überhaupt nicht vorstellen konnte, die Ferien mit ihr zu verbringen. Sie hingegen schlug vor, dass wir zusammen an die Küste trampfen. Ich ahnte, welche Überwindung sie dieser Vorschlag gekostet hatte – sie hasste das Zelten, sie hasste Gemeinschaftsduschen, sie hasste das Weintrinken aus Flaschen, das Herumtragen von schwerem Gepäck, nach Schweiß riechende T-Shirts, das Kaffeekochen auf kleinen Gasbrennern.

Ich wand mich wie ein Fisch an der Angel. Wie konnte ich Simone beibringen, dass ich nicht daran dachte, Holz mit in den Wald zu nehmen, wie Zonen-Elvis es immer charmant ausdrückte, sondern das Ende der Fahnenstange erreicht war? Ich war zu feige, um Schluss zu machen, und schob ein paar Termine mit der Band vor. Simone ahnte, dass ich sie loswerden wollte, und fuhr enttäuscht mit ein paar Freundinnen in die ČSSR.

Zuvor allerdings startete sie einen letzten Versuch. Damit ich sie nicht vergaß, nahm sie auf ihrem Tonbandgerät einen Song für mich auf, verpackte das Gerät samt Spule in einen Karton und gab das Ganze mit einem Brief bei mir zu Hause ab. Sobald sie abgereist wäre, so las ich, sollte ich das Tonbandgerät auspacken und mir das einzige Lied anhören, welches sich auf der Spule befand.

Ich faltete den Brief wieder zusammen und packte ihn auf den Stapel zu den vielen anderen. Obwohl wir uns fast täglich sahen, hatte sie jeden Abend einen Brief geschrieben und mir von ihren Gedanken und Träumen berichtet. Ich mochte ihre offene Art, auch wenn mir ihre Ansichten manchmal zu spießig waren. Ingeheim fürchtete ich mich vor dem Song auf der Spule, mit dem sie mir ihre Gefühle mitteilen wollte. Ich kannte ihren schlechten Musikgeschmack. Schließlich gab ich mir jedoch einen Ruck, hob das Tonband auf den Schreibtisch, fädelt das Band vorsichtig auf die Spule und drehte am Hauptschalter. Vorsichtshalber stellte ich den Volumenregler auf die geringstmögliche Lautstärke. Dann ertönte die weinerliche Stimme von Ute Freudenberg, die ihre Schnulze »Jugendliebe« zum Besten gab.

Ich ertrug das Gedudel keine Minute, packte das Gerät wieder in den Karton und stellte es mit einem Zettel vor Simones Wohnungstür ab. Ihre Mutter würde es finden und an sich nehmen, in einer ordentlichen Hausgemeinschaft kam nichts weg. Simone sollte keinen Grund haben, mich noch einmal zu Hause zu besuchen. Sie würde meine Botschaft sicherlich verstehen. Wir hatten uns also getrennt. Das Kapitel war für mich abgehakt, und ich wollte mich damit nicht mehr beschäftigen. Ich hoffte nur, dass es tatsächlich so einfach funktionieren würde.

Heimatstädte sind langweilig, insbesondere wenn man jung ist. Dafür können sie im Grunde genommen gar nichts, es liegt ganz einfach in der Natur der Sache. Die Freiheit liegt grundsätzlich in der Ferne, und in unserem Fall war sie so gut wie unerreichbar, obwohl sie Luftlinie keine fünfhundert Meter entfernt lag.

Für gewöhnliche Touristen gab es in Potsdam das eine oder andere zu entdecken, den Park Sanssouci, das schöne Schloss Cäcilienhof oder das Neue Palais. Selbst die Berliner Mauer war in Form des Potsdamer Ablegers vorhanden, wofür sich seltsamerweise jedoch niemand interessierte. Hatte man jemals von der Potsdamer Mauer gehört? Den Westberliner Wannseeturm konnte ich sogar von unserem Russischraum im vierten Stock deutlich erkennen. Der dekadente Westen demonstrierte dem armen Osten den sprichwörtlichen Überfluss in Form einer riesigen Müllkippe, die direkt hinter der Mauer lag. Jeden Tag drehten hier blitzblank geputzte, orangefarbene LKW ihre Runden und entluden ihren Wohlstandsmüll. Der Westen glänzte in der Sonne, selbst die Müllwagen waren wie aus einer anderen Welt.

Bei uns gab es dafür für wenig Geld genug zu essen, wie unsere Russischlehrerin nicht müde wurde zu betonen. Außerdem hätten wir in der DDR kostenlose ärztliche Versorgung und viele andere gute Dinge, die wir in unserer jugendlichen Unerfahrenheit noch gar nicht zu würdigen wüssten: gleiche Bildungschancen für alle, Kindergartenplätze, Vollbeschäftigung, das ganz große Paket der Rundumversorgung. Und

außerdem wären wir gerade dabei, die historische Mission der Arbeiterklasse zu erfüllen.

Im Prinzip hatten wir den Westen schon lange überholt, es kam einfach nur auf den Blickwinkel an. Überholen ohne Einzuholen – auf diesen genialen Gedanken musste man erst einmal kommen! Und Russisch und Staatskundeunterricht mit Blick auf den Klassenfeind, welche Stadt konnte da im Osten schon ernsthaft mithalten?

Floyd und ich hatten im Russischunterricht einen Fensterplatz. Wir hätten mit dem ganzen Mist, der auf der anderen Seite der Mauer entsorgt wurde, wahrscheinlich sogar noch etwas anfangen können. Aus Scheiße Bonbons zu machen war im Osten das Motto, und davon lebten einige Leute in diesem Land ganz gut. Irgendwie müsste es doch möglich sein, ein paar alte *Bravos* oder *Pop Rockys* nach Potsdam zu transferieren, um sie dann, in ihre verwertbaren Einzelteile zerlegt, auf dem Schulhof zu verscherbeln! Für Kiss-, Lindenberg- und Slade-Starschnitte spendete jeder Schüler gern sein Taschengeld.

Wir hatten eindeutig andere Probleme, als die historische Mission der Arbeiterklasse zu erfüllen. Für Jugendliche in unserem Alter war speziell Potsdam die tiefste Einöde, fanden wir, schlimmer konnte es in Sibirien, vom Wetter mal abgesehen, eigentlich auch nicht sein.

Viele Zufluchten gab es tatsächlich nicht. Unsere kleine Welt drehte sich hauptsächlich um den Lindencorner – den einzigen Laden weit und breit, in dem es überhaupt Livemusik gab. Allerdings musste man dort erst einmal hineinkommen, wir waren ja nicht die Einzigen, die am Wochenende von schrecklicher Langeweile befallen wurden. Die Türsteher vom Lindencorner galten als unbestechlich, zumindest wenn man keine Titten vorzuweisen hatte. Und leider hatten wir keine Titten. Alternativ gab es noch das Orion, welches allerdings zum übelsten Popperschuppen der Stadt mutiert war. Und selbst dort waren Titten mittlerweile ein unbedingtes Muss, um eingelassen zu werden. blieb noch ein Klub mit dem heroischen Namen Spartakus, in dem sich seit geraumer Zeit

die Folkloreheinis herumtrieben. Es gab billigen bulgarischen Rotwein mit Kopfschmerzgarantie, und ab und zu tauchte ein Liedermacher auf, der, bekleidet mit der obligatorischen Latzhosen-Nickelbrillen-Kombination, ein paar selbst getextete musikalische Weltverbesserungsvorschläge zum Besten gab. Die Berliner Bluesmessen waren weit weg, in Potsdam war die Ersatzbefriedigung zu Hause.

Nur eine letzte Hoffnung gab es dann noch. Gott hatte eines Tages, sicherlich in einem Anfall von Mitleid, den Sacken geschaffen, einen Bluesklub in Teltow, keine zehn Minuten mit dem Bus von Potsdam entfernt. Der Sacken war kein bloßer Bluesklub, sondern es war ein von fantastischen Legenden und Geschichten umwobener Klub, der Klub aller Klubs, die heimliche Heimstatt aller Langhaarigen nördlich von Sachsen und Thüringen. Der Laden hieß natürlich nicht wirklich so, und es gab niemanden, der den ungewöhnlichen Spitznamen hätte erklären können. Der Klub hieß Schwarzer Adler, aber alle wussten Bescheid – und nur darum ging es schließlich.

»Der Sacken ...«, flüsterten viele der älteren langhaarigen Kunden geradezu ehrfürchtig. »Mann, was waren das für Zeiten? Engerling, Monokel, Z.U.M.A., Passat, alle haben da gespielt!«

Der Sacken war der Strohalm, an den wir uns wie Ertrinkende klammerten. Zwar konnte man die im Sacken stattfindenden Konzerte an einer Hand abzählen, doch wenn einmal eine Band dort aufschlug, dann brannte buchstäblich die Luft, und man konnte guten Gewissens erzählen, bei einem historischen Moment der Musikgeschichte dabei gewesen zu sein. Der Fünfjahresplan dieses Ladens hätte vermutlich auf die Rückseite eines Bierdeckels gepasst. Oft tat sich lange Zeit gar nichts, der Laden wechselte die Pächter wie andere die Unterhosen, geplante Konzerte wurden kurzfristig abgesagt, weil die Bands inzwischen Spielverbot hatten oder sich die Anwohner erfolgreich über den Uringeruch in ihren Vorgärten beschwert hatten. Gab es tatsächlich wieder ein Konzert, musste anschließend Gras über die Sache wachsen, bevor

man an das nächste Happening überhaupt denken durfte. Deswegen wurde jeder Abend auch zelebriert, als ob es kein Morgen gäbe.

Und das war es dann auch schon mit den Zerstreungsmöglichkeiten für Endpubertierende wie uns. Die preußische Sparsamkeit grüßte in Potsdam immer noch aus allen Ecken und Enden, und die Masse an NVA- und Russenkasernen, die hier ansässig waren, zeigte, dass sich eigentlich seit Adolfs Zeiten nichts verändert hatte. Beide Armeen konnten nahezu unversehrt alles von ihren Vorgängern übernehmen. Hier und da wurde mit einem Eimer Farbe nachgebessert, die Hakenkreuze wurden halbherzig abgeschlagen, und schon konnte es weitergehen wie gehabt. Überraschenderweise hatte man sich beim Entfernen der Hakenkreuze nicht einmal besonders viel Mühe gegeben – sie grüßten an einigen Stellen immer noch die vorbeifahrenden Autofahrer, wenn auch nicht mehr ganz so deutlich erkennbar.

DDR bedeutete Mittelmaß, wohin man auch blickte. Auch mein Name, Mike Bergner, war nichts anderes als Mittelmaß. In dieser Gegend hieß nun wirklich jeder Zweite Mike, Torsten, Thomas oder Andreas, von den unzähligen Annettes, Heikes, Petras und Connys ganz zu schweigen. Meine Eltern waren sonst so einfallsreich, warum zum Teufel hatten sie ausgerechnet an meinem Vornamen sparen müssen? Mike! Zwischen 1965 und 1968 kamen schätzungsweise fünfundzwanzig Prozent aller Eltern von männlichen Säuglingen auf diese Idee.

In einer solchen Umgebung blieb einem doch eigentlich nichts anderes, als eine Band zu gründen. Das jedenfalls erschien Floyd, Porni und mir als die einfachste Möglichkeit, um uns die langweiligen Wochenenden etwas sinnvoller um die Ohren zu hauen. Wir wollten uns von der grauen Masse abheben, und dazu waren zuallererst einmal optische Veränderungen vonnöten.

Irgendwann 1979 war es so weit: Unsere alten Trenchcoats, die wir auf dem Flohmarkt in Babelsberg erstanden hatten und deren Taschen sich locker mit zwei großen Flaschen Gothano-Wermut füllen ließen,

symbolisierten zumindest einen Anfang. Einerseits war unbedingtes Auffallen durch außergewöhnliche Kleidungsstücke angesagt, andererseits war die Sache mit den großen Taschen ganz hilfreich, insbesondere wenn man, nur mit einem lausigen Fünfer bewaffnet, in den Lindenpark gehen und nicht auf dem Trockenen sitzen wollte.

Als Nächstes mussten lange Haare her, und zwar so schnell wie möglich. Ohne lange Haare keine Band, das war so sicher wie das Amen in der Kirche. Der Entschluss zur Bandgründung war gefasst, es gab kein Zurück mehr. Die Bühnen der Welt warteten auf uns. Wir hatten keine Zeit zu verlieren, ganz nach dem Motto des letzten Potsdamer Pressefestes.

Nicht jammern und picheln, sondern hämmern und sicheln!

Im Block, wo Floyd zu Hause war, gab es einen Partykeller, in dem zu Geburtstagen, Jugendweihen, Silvester und ähnlichen Festivitäten größere Trinkgelage veranstaltet wurden. Das Interieur war vom Allerfeinsten: Die alte Sitzgruppe mit dem rustikalen bulgarischen Folkloremuster von Familie Meyer aus dem Erdgeschoss lag dort in einer optischen Dauerfehde mit Werner Erdmanns Stehlampe, die er auf einer Betriebsweihnachtsfeier kurz nach Gründung der DDR hatte mitgehen lassen. An den Wänden prangte dazu passend das Landschaftsgemälde eines unbekanntenen Künstlers. Auch ein selbst gebauter Vogelkäfig, in dem ein paar angebrochene Flaschen der letzten Party ihre Ruhestätte gefunden hatten, gehörte zum Inventar. Aber das Wichtigste an diesem Partykeller war: Es gab Steckdosen im Überfluss, der ganze Keller war geradezu eine Steckdosenorgie. Man merkte gleich, dass Werner Erdmann in einem Elektroladen arbeitete.

Bereits ein paar Wochen nach der ersten öffentlichen Vorführung unserer neuen Garderobe in der Potsdamer Innenstadt ging es dann ans Eingemachte. Porni, Floyd und ich enterten den Partykeller – zusammen mit Floyds Westrekorder, einer Kasette mit Stones-Songs

und einer Flasche Tim's Saurer. Der hatte mit zehn fünfzig das beste Preis-Leistungs-Verhältnis und sollte unser Vorhaben endgültig besiegeln.

»Einen Schluck auf Mutter Erde!«, sagte Floyd und kippte einen Schwung auf die von Frau Böhmert gespendete Auslegware.

»Was soll das denn? Wieso kriegt der Teppich als Erster was?«, maulte Porni.

»Das ist in der Sowjetunion so Sitte, schon seit Ewigkeiten!«, erklärte Floyd mit erhobener Stimme und setzte an. »Ich weiß doch auch nicht warum, vielleicht damit sie nicht sauer wird, die Erde.«

»Damit sie nicht sauer wird? Deshalb verschüttetest du fast die ganze Flasche? Du hast wohl in die Steckdose gefasst. Morgen stinkt es in der Bude hier wie bei Keith Richards zu Hause. Komm, schmeiß den Rekorder an und spiel was Ordentliches!«

Floyd stopfte eine seiner unzähligen Stones-Kassetten in die geöffnete Lade des Rekorders, drehte den Regler auf Zehn, und schon bahnte sich ein völlig verzerrtes »Jumpin' Jack Flash« seinen Weg durch die Kellergänge, während wir uns beim Luftgitarrespielen versehentlich gegenseitig ins Gesicht schlugen. Der Schnaps tat gut.

»Kriegt ihr so was hin ...?«, schrie Floyd puterrot, »... Jumpin' Jack Flash? So was müssen wir spielen, genau so was!« Er hatte natürlich recht, das Ganze hatte noch einen Haken. Wir sahen zwar verdammt cool aus und fühlten uns bereits wie großartige Musiker, aber außer Porni – Saxofon – und mir – Bass – war nur noch Floyd im Keller anwesend. Und der spielte leider kein Instrument.

Aber egal.

»Technik«, platzte Floyd heraus, »ich bin Techniker! Kabel löten, Verstärker hinstellen und ein bisschen an den Knöpfen drehen. Irgendjemand muss das ja übernehmen. Habt ihr daran mal gedacht?« Hatten wir nicht, und so erhoben wir Floyd an Ort und Stelle in den Rang eines Technikers. »Im Prinzip bin ich dann ja auch Musiker, nur dass ich nicht so direkt zu sehen bin. Na ja, jedenfalls nicht oben auf der Bühne.«

So schnell konnte es bei uns gehen. Floyds Cousin hingegen war während seiner übersichtlichen Karriere bei der Nationalen Volksarmee kein einziges Mal befördert worden. »Man muss ja nicht unbedingt immer ein Instrument spielen, Hauptsache, man ist Bandmitglied«, erklärte Floyd seine neue Stellung.

»Klar gibt's immer Gründe. Und was für welche!«, grinste Porni und deutete vorn auf seine Hose, unter der sich ein akkurater Ständer abzeichnete.

Alkohol hatte bei Porni schon immer seltsame Reaktionen ausgelöst. Und auch in unseren Köpfen leuchtete die gemeinsame Zukunft plötzlich in den schillerndsten Farben: Partys, Rumhängen, Musik hören, Leute kennenlernen! Und Mädchen natürlich, wie konnte ich das vergessen? Mädchen in Hülle und Fülle. Wie sang Ian Dury so schön? Sex & Drugs & Rock'n'Roll. Man beachte die Reihenfolge! Dieser Mann hatte wirklich verdammt recht gehabt. Man konnte als Musiker noch so beschissen aussehen und keine Mark in der Tasche haben – und soweit ich mich an Ian Dury erinnerte, war bei ihm beides der Fall –, sobald man in einer Band spielte, war das alles nicht mehr wichtig.

Floyds Partykeller war eigentlich ganz nett, seine Mutter hatte allerdings immer ein Auge auf uns und stand drei Mal pro Stunde in der Tür, um zu sehen, was wir dort unten trieben. Die Tatsache, dass ihr Sohn plötzlich in einer Band mitspielte, so völlig in Unkenntnis irgendeines Instruments, ließ sie Arges vermuten. Floyd war von nun an unser Mädchen für alles. Porni und ich gaben zwar nur ein etwas kuriozes Saxofon-Bass-Duo ab, doch der Rest an fehlenden Mitstreitern sollte sich schnell finden lassen. Ein Anfang war zumindest gemacht.

Nach kurzer Zeit hatten wir unsere gesamten Ersparnisse in gebrauchte Instrumente investiert. Fehlten nur noch die passenden Verstärker. Das Geld für eine solche Anschaffung reichte natürlich vorn und hinten nicht, und so lieh mir Floyd dreihundert Westmark von seinem Vater, der seit ein paar Jahren im anderen Teil Berlins wohnte. Ich sollte ihm

das Geld bequem in den nächsten paar Jahren abstottern, nur bei früherem Berühmtwerden sollte ich an ihn denken. Was natürlich fest eingeplant war.

Floyd war ein wahrer Freund, und diese Unterstützung rechnete ich ihm hoch an. Es waren umgerechnet fast eintausendfünfhundert Ostmark, eine Summe, die ich noch nie zuvor in bar auf einem Tisch hatte liegen sehen und für die zum Beispiel die Lehrer in unserer Schule fast drei Monate lang arbeiten mussten. Wir würden es schaffen, irgendwie, das wusste ich! Für die dreihundert Westmark gab es dann, trotz aller Bemühungen, nur ein paar Lautsprecher und einen kleinen Bassverstärker, den ein bulgarischer Tanzmusiker für mich gegen Provision über die Grenze schaffte. Uns blieb also nichts anderes übrig, als uns doch noch mit der verhassten örtlichen Mafia einzulassen – denn um nichts anderes handelte es sich bei Musik-Schulzes An- und Verkauf. Was man dort zu sehen bekam, überstieg unsere Fantasie bei Weitem, da standen gut und gern zweihundertfünfzig Jahre Knast hinter dem Verkaufstresen. Ein Blick ins Warenlager hätte die Summe noch einmal verdoppelt und das Herz jedes Staatsanwalts deutlich höherschlagen lassen.

Schulze selbst war ein ekliger Kerl mit langen, fettigen Haaren. Er wurde von allen einfach nur Schulze genannt, es war in Randberlin durchaus freundschaftlich gemeint, sich nur mit dem Nachnamen anzusprechen. Bei ihm hatte ich allerdings meine Zweifel, er gehörte nicht gerade zu den beliebtesten Einwohnern der Stadt. Schulze war kein begnadeter Gitarrist, und so hatte er nach Jahren als Tanzmusiker beschlossen, dass es ihm zu mühsam war, ständig durch die Dorfsäle zu tingeln, um sich am Ende des Abends mit einem mickrigen Hunderter abpeisen zu lassen. Er war schon immer ein geschäftstüchtiger Typ gewesen und besaß ein Auto und Teile der Anlage. Fortan vermietete er nicht nur diese, sondern alles, was nicht niet- und nagelfest war.

Das eigentliche Geschäft jedoch machten seine osteuropäischen Musikerkollegen, die mit ihren Reisepässen ständig nach Westberlin fuhren, um dort billige Instrumente einzukaufen und anschließend in Potsdam

und Umgebung teuer zu verscherbeln. Schulze wollte auch einen Teil vom Kuchen abhaben, schließlich hatte er die besseren Kontakte zur Musikszene. Er fackelte also nicht lange, mietete einen großen Laden direkt in der Innenstadt und deklarierte die von seinen Kumpel importierten Instrumente kurzerhand als Gebrauchtwaren. Den Rest baute er selbst, denn im Gegensatz zu Floyd konnte er gut mit dem Lötkolben umgehen. So wurden von nun an Gehäuse gesägt, Namensschildchen geschnitten, Endstufen gewickelt, Trafos besorgt, und schon konnte man einen Original Marshall NB erstehen – wobei die Abkürzung NB leider für Nachbau stand.

Es war wie eine Lizenz zum Gelddrucken. Leider wollte sich die marktbeherrschende Berliner Konkurrenz das Geschäft nicht so einfach aus der Hand nehmen lassen, schon gar nicht von einem Vorstadtdeppen wie Schulze. Und so umgab sich Schulze von nun an vorsorglich mit den Brüdern seiner osteuropäischen Musikerkollegen und sorgte dafür, dass ganze Großfamilien bei ihm in Lohn und Brot standen. Quittungen gab es selbstredend bei ihm nie, aber wenn etwas kaputtging, ließ Schulze sich auch nicht lumpen, und so trugen wir unser Geld mit vollen Händen in seinen Laden. Wir gehörten ab sofort zu seiner hoffnungsvollsten Klientel.

Jetzt hatten wir zwar ein paar lose Lautsprecher, einen Verstärker und diverse selbst gebaute Unzulänglichkeiten, doch das reichte alles immer noch nicht, um eine richtige Band aufzubauen. Wir hatten die ganze Geschichte wohl gehörig unterschätzt. Worüber sollten wir singen, woran Pornis Saxofon anschließen? Floyd und ich entschlossen uns, die geplante Abschlussfahrt mit unserer Klasse abzublasen und das gesparte Geld einmal mehr zu Musik-Schulze in den Laden zu tragen. Dabei sollte es eigentlich nach Budapest gehen. Uns blutete das Herz bei dem Gedanken an die Unmengen von Plattenläden, auf deren Besuch wir verzichten mussten. In Budapest lockten all die nie zuvor gesehenen Schätze, dort lockte auch der kleine Hunky-Punky-Shop mit den gestreiften

Hosen und den Nietengürteln, dessen legendärer Ruf sogar bis nach Potsdam reichte. All das würde auf uns warten müssen, wir brauchten das Geld für wichtigere Dinge.

Porni saß derweil zu Hause und grübelte über weitere Geldquellen nach. Er erinnerte sich plötzlich an die alte Gartenlaube seiner Eltern, die sich weiter draußen am Stadtrand von Potsdam befand und in deren Nähe der Sacrow-Paretzer-Kanal vorbeiführte. Hier fuhren tagtäglich die Schubkähne aus Westberlin entlang, auf dem Weg zur kanalabwärts gelegenen Mülldeponie, über und über mit Bauschutt und Papier beladen. Der Osten kaufte Müll aus Westberlin, um etwas konvertierbare Währung einzunehmen, und bevor das geschah, würden wir noch einmal nachsehen, ob sich zwischendrin nicht irgendetwas Brauchbares fand. Aus Scheiße Bonbons machen, das konnten wir auch! Porni war völlig aufgedreht, als er uns von seinem Plan berichtete.

So ein Schubkahn musste relativ langsam durch den alten und engen Kanal fahren, und das Schönste war, dass es kaum Besatzung an Bord gab, jedenfalls keine, die auf die vordere Schubeinheit gelangen konnte, ehe wir voll beladen wieder ins Wasser springen würden. Floyd und ich waren begeistert. Wir würden mit ein paar Plastiktüten bewaffnet an der Autobahnbrücke hinter der Gartenkolonie warten und ins Wasser springen, sobald sich ein Kahn durch die engen Brückenpfeiler zwängte. Der Kapitän und die Besatzung hätten an dieser Stelle mit Sicherheit genug andere Dinge zu tun, als zwei Leute, die das Schiff enterten, auf dem langen Oberdeck zu verfolgen. Und wir hätten während der Durchfahrt Zeit, um in aller Ruhe die Papiersäcke nach brauchbaren Zeitschriften zu durchwühlen. Floyd würde mit seinem Moped etwas vorausfahren, die Ladung der Schiffe auskundschaften, zurückkommen und uns Bescheid geben, wenn fette Beute nahte. Und sollte ein etwas größerer Hund an Bord sein, würde er mit auf das Boot kommen und den Köter mit einer Eisenstange in Schach halten. Er konnte Hunde auf den Tod nicht ausstehen und war für diesen Job der geeignete Mann.

Der Plan war geradezu perfekt, auch der sportliche Aspekt übte einen gewissen Reiz auf uns aus. Gesagt, getan: Wir sammelten zu Hause ein paar Plastiktüten ein und fuhren mit dem Bus bis kurz hinter die Stadtgrenze nach Marquardt. Mitten in der Woche war es hier draußen stiller als sonst, erst am Wochenende würden die Laubenpieper wieder über diesen Landstrich herfallen und kollektiv ihre Holzkohlegrills anwerfen. Heute war nur aus der Ferne das Röcheln eines altersschwachen Rasenmähers zu vernehmen. Wir fielen hier draußen nicht besonders auf – dass in den Sommermonaten ein paar Jugendliche den stark befahrenen Kanal als Badestelle benutzten, war normal.

Wir setzten uns erst einmal auf die Brücke und beobachteten ganz entspannt die Lage. Mit einem Mal hatte für uns der Sommer wirklich begonnen. Wir schauten in die Sonne, lehnten uns an das warme Geländer der Brücke und schnipsten unsere Zigarettentasche in den Kanal. Was brauchte man mehr zum Glück?

Und kaum lümmelten wir auf dem rostigen Gitter, da bog auch schon der erste Schubkahn um die Ecke, fuhr langsam unter der Brücke hindurch und beschleunigte wenig später auf gerader Strecke, bis der Kanal nach eineinhalb Kilometern in einen etwas größeren See mündete und nicht mehr zu sehen war. Es schien alles kinderleicht zu sein, wir hatten sogar relativ viel Zeit für unsere Unternehmung.

»Wollen wir nicht gleich von der Brücke aus in die Kiste springen? Ich meine, wenn der Kahn sowieso bloß mit Papierkrempel beladen ist, dann fallen wir doch weich. Im Plänterwald bezahlst du Geld für jeden kleinen Nervenkitzel, hier kriegst du das völlig umsonst!«

Floyds Idee war großartig, ich wusste gar nicht, warum wir nicht von selbst darauf gekommen waren. Wir rauchten noch eine, dann verschwand Floyd mit seinem Moped in Richtung Kurve. Wir warteten, rauchten und warteten weiter auf die Dinge, die da kommen sollten. Eine Dreiviertelstunde und mehrere Müllfrachter später war Floyd zurück an der Brücke.

»Porno! Mike! Seid ihr so weit? Der nächste Kahn ist unser. Über die Ladung vorn ist zwar eine Plane gespannt, aber nicht überall. Sieht nach einem Papierdampfer aus!«

Dann sahen wir den Kahn auch schon um die Ecke biegen. Er lag tief im Wasser und schien ein bisschen zu schlingern. Wir zogen uns aus und stopften uns ein paar der mitgebrachten Plastiktüten in die langen Badehosen.

»Floyd, wir probieren es erst mal nur zu zweit. Lass mal sehen, wie dusslig wir uns anstellen. Du kannst ja Haltungsnoten vergeben!«, sagte ich.

Floyd war es recht, und mit einem dumpfen Krach landete ich ziemlich unsanft auf der großen Abdeckplane der vorderen Schubeinheit, kurz danach fiel auch Porno vom Himmel.

»Zwei minus und eine glatte Fünf für Herrn Bergner!«, johlte es von oben, während ich mir den Fuß hielt.

»Verdammte Kacke! Sind wir eigentlich total bescheuert, da runter-zuspringen?«

Hoffentlich war nichts angeknackst, die Höhe hatten wir wohl etwas unterschätzt. »Das nächste Mal hängen wir uns an die Rohre unter der Brücke und lassen uns fallen!«, schlug Porno vor und lachte laut.

»Na ja, unsere Technik ist vielleicht verbesserungswürdig, aber immer noch besser, als vom Ufer zu schwimmen. Da würden wir uns wohl noch blöder anstellen«, grinste ich zurück.

Dem Kapitän war Pornis Lacher nicht entgangen, und er begann, wie ein Wahnsinniger die Schiffshupe zu betätigen.

»Haut ab, ihr Idioten, oder ich hol die Wasserschutzpolizei!«

Sein roter Kopf war im Führerhäuschen von Weitem auszumachen, es sah ganz danach aus, als wäre er allein auf dem Kahn. Wenn dieser Idiot gewusst hätte, welche Töne wir aus unserem Proberaum gewohnt waren, wäre er sich der Sinnlosigkeit des Hupens wohl bewusst gewesen. Wen wollte er damit denn beeindrucken? Uns jedenfalls nicht, und unter der Woche gab es in der Gegend nicht einmal Angler. Wenn das

alles war, was er an Gegenwehr zu bieten hatte, dann konnten wir die geschätzten fünf Minuten bis zum Kanalende wirklich komplett nutzen und ganz entspannt nach Schätzen suchen. Porni zerschnitt derweil ein paar Haltebänder der Plane und erstarrte.

»Ach Mann, Mike! So eine verdammte Scheiße!«

Ich sprang zu ihm und sah mir das Elend aus der Nähe an. Wir hatten zwar einen Papierdampfer erwischt, doch die schlechte Nachricht war, dass das Papier in große Quader gepresst war, welche die Konsistenz von Betonsockeln hatten. Da konnte Porni mit seinem Küchenmesser nichts ausrichten.

»Ich geh mich beim Kapitän beschweren!«, lachte er. »Die müssen doch einen an der Waffel haben. Da wollen die armen Ostler ein paar alte Zeitungen haben, und die Idioten verpressen sie zu Steinquadern!« Wir sprangen ins warme Wasser und schwammen zurück ans Ufer. »Einen schönen Gruß an Ihre Frau!«, winkte Porni dem verdutzten Schiffsführer zu, der endlich aufgehört hatte zu hupen.

Wir wanderten den kurzen Weg zurück zur Brücke, wo Floyd auf uns wartete.

»Na ja. Das wusste ich vorher auch nicht. Ich kann mich ja kaum mit einem Fernglas ans Ufer setzen, oder? Mann, das war gerade mal der erste Versuch. Oder habt ihr schon keine Lust mehr?«

Doch, wir hatten noch Lust, es begann ja gerade erst, richtig Spaß zu machen. Wir wollten uns von solch einer Lappalie nicht aufhalten lassen. Außerdem brauchte jede gute Geschäftsidee ihre Zeit. Unser Plan versprach Rendite, und der Einsatz lag quasi bei null, von ein paar blauen Flecken und ein wenig Kraftanstrengung mal abgesehen.

»Und man lernt mal ein paar neue Leute kennen, wenn's auch nur Schubkahnkapitäne sind!«, warf Porni ein.

Floyd machte sich wieder auf den Weg zu seinem Beobachtungsposten an der Kurve, winkte die Bauschutt- und Hausmüllschiffe durch und signalisierte vier, fünf Mal kaperfähiges Material. Nach weiteren zwei

Stunden Raucherpause klappte es dann endlich. Ein nur mit einem Ladenetz bedeckter Schubkahn näherte sich schwankend der Brücke, unter der wir schon erwartungsfroh an den Rohren hingen. Porni zählte bis drei, wir ließen uns fallen und landeten butterweich auf dem langsam vor sich hin tuckernden Kahn.

Der Kapitän starrte kreidebleich aus seinem kleinen Führerhäuschen zu uns herüber und brachte kein Wort heraus. Er tat mir fast ein wenig leid. Ich wollte gar nicht daran denken, wie ich reagiert hätte, wenn plötzlich ein paar Typen von einer Brücke auf meinen Kahn sprangen.

»Wir suchen nur ein paar Westzeitungen, Chef! Wir sind gleich wieder weg!«, rief Porni ihm zu, aber aus dem Führerhaus kam immer noch keine Reaktion.

Wir machten uns also an die Arbeit, lösten das Netz an einer Ecke, warfen es zurück und durchsuchten die Ladung. Und plötzlich, unter einer kleinen Lage von zusammengeschnürten Pappkartons, kam endlich etwas Buntes zum Vorschein: Ein ganzes Sammelsurium von Illustrierten, die ganze Palette, von der Fernsehzeitung bis hin zum *Spiegel*. Den ließen wir erst einmal links liegen, wir wollten unsere Mitschüler intellektuell ja nicht überfordern. Außerdem versprachen politische Magazine zusätzlich Ärger mit der Polizei und geringere Einnahmen als beispielsweise die *Bravo*, weshalb wir so schnell wie möglich die brauchbare Unterhaltungslektüre aussortierten. Ich blickte ängstlich ans Ufer, während das Signal am Kanalausgang bedrohlich näher kam.

Uns blieben schätzungsweise noch zwei Minuten, wollten wir nicht den ganzen Schlänitzsee zurück ans Ufer schwimmen. Also stopften wir nur das bunteste Papier in unsere Tüten.

»Herr im Himmel! Lass wenigstens ein paar *Pop Rockys* und *Bravos* dabei sein. Oder wenigstens ein paar Comics. Dann hätte sich der Tag doch schon gelohnt!«, schimpfte Porni.

»Lass uns beeilen, Porni. Das Kanalende ist schon in Sicht. Danach wird es wirklich urst anstrengend. Ich hab keine Lust, die ganze Strecke zurückzuschwimmen, Alter!«

Wir schnürten die Tüten hastig mit der mitgebrachten Strippe zu und sprangen, mit je zwei großen Plastikbeuteln bewaffnet, ins Wasser. Es klatschte beim Aufprall gewaltig, und wir mussten uns beeilen, vom Schiff wegzukommen, welches unterdessen schon wieder mit voller Kraft fuhr. Am Ufer angekommen, bekamen wir plötzlich einen Lachanfall. Es war so einfach! Und es machte wirklich tierischen Spaß. Floyd wartete schon mit seinem Moped auf die Ladung.

»Hast du das Gesicht von dem Typen gesehen? Der hat die ganze Zeit über wie versteinert aus seiner Luke geglotzt!«

Porni verschluckte sich fast.

»Mikes Aufprall auf dem Wasser eben sah aber auch äußerst elegant aus!«, meldete sich Floyd zu Wort. »Fast wie neulich bei der fetten Ollen, die in Kleinmachnow vom Fünfer geplumpst ist. Die hat einen astreinen Bauchklatscher hingelegt, der BH ist auf den Beckengrund gesunken, und die Alte kam nicht so tief runtergetaucht. Da hab ich ihr vorgeschlagen, es noch mal mit einem Köpper vom Fünfer zu versuchen, weil man dann tiefer kommt!«

Wir schlugen uns auf die Schenkel und waren erleichtert, dass alles so problemlos über die Bühne gegangen war. Wir stellten uns vor, wie es aus der Sicht des Kapitäns wohl ausgesehen haben musste, wenn plötzlich zwei Typen nur mit Plastiktüten bewaffnet von der Brücke ins Boot sprangen. Ein richtiger Überfall sah jedenfalls anders aus.

»Los, zurück zur Brücke, Beute sichten!«, sagte ich, denn die Sonne stand schon tief, und es wurde merklich kühler.

Floyd hielt uns die T-Shirts hin. Heute würde wohl kein Kahn mehr kommen, und wir wollten endlich wissen, was in den Tüten war. Ein Stones-Poster wäre gut, eins von Pink Floyd besser, eins von AC/DC geradezu phänomenal. Dann wäre der Tag im Sack. Selbst Kool & The Gang, Ultravox, Softcell und Konsorten würden sich irgendwie verticken lassen, wenn auch das Taschengeld bei den Mädchen aus den jüngeren Klassen nicht ganz so locker saß.

Immer wenn in den folgenden Tagen die Sonne schien, fuhren wir nach der Schule nach Marquardt und überfielen Schubkähne. Kaum hatten wir uns an unsere Piratentätigkeit gewohnt, da schlichen zwei seltsame Gestalten durch die Gegend, die ihren Lada unauffällig an der Straße geparkt hatten. Eigentlich war es ja klar, dass irgendein Stasiidiot aus der Kolonie uns verpfeifen würde. Es war nur eine Frage der Zeit gewesen. Wir mussten ein bisschen Gras über die Sache wachsen lassen.

Unser Reichtum hielt sich letztlich in Grenzen, doch der Spaßfaktor war nicht zu verachten, und wir waren durch den Verkauf des Kremfels wieder halbwegs flüssig und konnten uns in Schulzes Zentrum der Kleinkriminalität abermals zum Einkauf blicken lassen.

Der Sommer hatte gerade begonnen, und damit waren es nur noch knappe zwei Wochen bis zu den Sommerferien. In dieser Zeit lief an der Schule ohnehin nichts mehr, wir vergammelten die Tage und beteten täglich um Hitzefrei. Die Sommerferien bedeuteten auch, dass es demnächst wieder Sommerkino geben würde, eine ziemlich geniale Veranstaltung, die etwas Kultur selbst in solche Schnarchstädte wie Potsdam brachte.

Das Beste an diesen Veranstaltungen war die Tatsache, dass bis zu Beginn des Kinofilms eine Band auf der Bühne spielte. Und in diesem Jahr sollte die Reihe von der Gruppe Magdeburg eröffnet werden, einer unserer Lieblingsbands. Unglaublich, aber das Ganze sollte tatsächlich auf dem Schulhof der Anton-Fischer-Schule stattfinden, keine zehn Minuten von zu Hause weg.

Ich hatte Magdeburg vor gut einem Jahr zum ersten Mal gehört und gesehen, damals waren Floyd und ich ein paar Tage mit Fahrrad und Zelt unterwegs. Die Räder waren auf unser Übergepäck nicht vorbereitet, und so schafften wir es gerade mal bis kurz hinter Rheinsberg, ließen uns an einem See nieder und hörten den ganzen Tag Musik und tranken Bier. Floyds riesiger Kassettenrekorder, ein großer Berg Kassetten sowie ein riesiger Vorrat an Batterien gehörten bei uns zur Grundausstattung

eines jeden Ausflugs. Wir sammelten Musik wie andere Briefmarken, und deshalb war auch ein Ziel der Anhörungen, den anderen mit Neuigkeiten zu übertreffen.

An diesem Abend schob Floyd eine Kasette in die Lade. Es erklang ein unglaubliches Gitarrenriff, das irgendwie an Black Sabbath erinnerte, wenn es auch nicht ganz so fies klang. Kurz bevor der Gesang begann, drückte Floyd auf die Stopptaste.

»Und? Was sagst du bis hier hin?«

»Was soll ich sagen? Punkt für dich, Alter. Kenne ich nicht!«

»Na ja, gib dir mal wenigstens ein bisschen Mühe! Kenn ich nicht? Was soll das denn bitte schön? Wenn Porni das sagt, okay. Aber du bist doch der Experte, Alter!«

»Floyd! Nur mal zwanzig Sekunden vom Gitarrenriff sind aber keine Vorgabe. Wenigstens die erste Strophe, dann sag ich's dir!«

»Im Leben nicht! Das kriegst du nie raus. Pass auf, ich spiel dir jetzt den ganzen Song vor. Von mir aus auch die ganze Platte. Da kommst du nie im Leben drauf.«

Floyd drückte erneut auf Play, und meine Kinnlade rutschte langsam runter.

»Was ist das denn? Die singen ja Deutsch! Ist das etwa eine Ostband?«

Ich war total verblüfft, der Song war wirklich gut. Das war man von Ostbands gar nicht gewohnt.

»Die heißen Magdeburg! Magdeburg wie der 1.FC Magdeburg halt, gegen den Union neulich zu Hause verloren hat. Geil, was?«

Das Gitarrensolo war wirklich geil, das musste ich zugeben. Und mit den Riffs waren sogar die hämmernden Keyboards darunter zu ertragen. Dann setzte der Gesang ein, und ich fiel fast vom Hocker.

»Alter, das ist ja mal ein Text! Das ist echt eine Band aus Magdeburg?«

»Der Song heißt ›Teufels Rock'n'Roll«. Ich hab mir letzte Woche die LP gekauft. Und sogar das Cover sieht gut aus. Da ist die Erde drauf, ganz in blau und mit Stahlbändern außen drum. Eigentlich hab ich die auch

nur wegen dem Cover gekauft, aber der Inhalt hat mir dann überraschenderweise auch gefallen. Und das Beste ist: Die spielen in drei Wochen im Lindenpark! In unserem Lindenpark! Kannst dir das vorstellen?»

An dem Konzertabend damals standen Floyd, Porni und ich in der ersten Reihe. Mittlerweile konnte ich jeden Song und jeden Text auswendig und war überrascht, dass wirklich nur ein paar Ausfälle auf der Platte zu verzeichnen waren. Wenig später betrat die Band ohne großes Brimborium die Bühne und begann gleich mit Vollgas.

Wir starrten ungläubig nach vorn und trauten unseren Augen nicht. Dort stand wirklich eine komplett langhaarige Band auf der Bühne, Leute, deren Matten so weit hinunterreichten, dass sie aufpassen mussten, die ganze Haarpracht nicht mit ihren Gitarrenkabeln zu verknoten. Wir rasteten total aus und mussten uns zwei Stunden später in der Straßenbahn gegenseitig kneifen, um wieder in der Realität anzukommen. Diese Band war wirklich wie ein Orkan über Potsdam gefegt und hatte, zumindest bei uns, eine Spur der Verwüstung zurückgelassen. Am nächsten Tag stiefelten wir, jeder mit einer LP unter dem Arm, aus dem örtlichen Plattenladen.

Und nun sollte es also wieder so weit sein, die Band würde erneut nach Potsdam kommen. Wir warfen uns standesgemäß in Schale und schlenderten gemächlich in Richtung Bahnhof Drewitz, um dort im Bermudadreieck, dem berühmten Dreieck zwischen Bahnhofskneipe, Kneipe und Getränkeiosk, bei einem lauwarmen Flaschenbier auf Porni zu warten. Nach einer halben Stunde kam er endlich angeschlendert und machte ein missmutiges Gesicht.

»Ihr wisst von nichts, oder?«

Wir schüttelten die Köpfe und machten ein Bier für Porni auf.

»Nö, oder? Sag nicht, dass das Konzert ausfällt.«

»Genau das wollte ich euch gerade sagen. Das Konzert wird gleich wegen technischer Probleme abgesagt werden. Die Hälfte der Band hat

vor ein paar Wochen einen Ausreisantrag gestellt und darf deswegen nicht mehr spielen. Mein Saxofonlehrer hat mir das vorhin gesteckt.«

Und wieder war ein viel zu kurzer Sommer viel zu schnell vorbei, und Potsdam war wieder zu dem geworden, was es vorher auch war: ein langweiliger, kulturloser Vorort im Schatten von Berlin.

Mittlerweile hätte die Verhaftung von Musik-Schulze und seinem Konsortium wahrscheinlich die Staatsschulden der DDR halbiert, denn Schulze übertrieb es allmählich in seinem Größenwahn. Plötzlich wurden die Instrumente sogar auf Bestellung aus Westberlin herüberschafft, zu einem utopischen Umtauschkurs, von dem Schulze sich auch noch zehn Prozent als Provision abzwackte. Aber es funktionierte.

Der Rest seines Ladenangebots entstand wie gewohnt in halblegaler Heimarbeit. So erwarb Porni ein Mikrofon und ein Fantasiemodell von Röhrenverstärker mit dem großkotzigen Namen London City, bei dem wirklich nicht eine einzige Schraube aus England stammte. Zumindest versprach die russische Röhrentechnik eine gewisse Robustheit, und das Teil klang besser, als man vermuten hätte.

Bei mir reichte es noch zu einer Fender-Bass-Kopie aus einem Herstellerland, welches noch auf seine Entdeckung wartete. Ich wollte gar nicht wissen, aus welcher amerikanischen Überseekolonie das Instrument stammte. Der Bass war sagenhaft überteuert, sah aber umwerfend aus, und ich fühlte mich trotz der Kosten wie im siebenten Himmel. Vor allem war ich höllisch froh, endlich meinen tschechischen Kurzhalsbass los zu sein, auf dem ich mich bis dato herumgequält hatte. Nun musste sich John Entwistle von The Who warm anziehen. Er konnte wirklich froh sein, dass wir, rein systembedingt, niemals aufeinandertreffen würden.

Während die anderen Jungs im heimatlichen Neubaugebiet weiterhin versuchten, mit ihren lächerlich aufgemotzten Mopeds bei den Mädchen Eindruck zu schinden, konnten wir mit anständigem Krach

glänzen. Auch Floyd hatte nur noch Mitleid und Spott für seine Mitschüler übrig – er gehörte als Techniker ja ebenfalls zur Kaste der erlauchten Rock'n'Roll-Gesellschaft.

»Alter, wem willst du denn mit deinem Indianerfahrrad hier imponieren?«, hörte ich ihn eines Tages sagen, als er sich, mit *meinem* Basskoffer bewaffnet, den Weg durch seine alte Clique bahnte.

Ein paar unserer Mitschüler hatten den Absprung aus der Pubertät anscheinend immer noch nicht geschafft und trafen sich wie eh und je jeden Nachmittag vor dem Abluftschacht der Kaufhalle, wo es selbst im Winter immer wohlig warm war. Sie taten mir in ihrer Blöðheit schon wieder leid, und ich war mir nicht sicher, ob Floyd in seinem Größenwahn nicht langsam abhob. Wir hatten ja eigentlich noch gar nichts Vorzeigbares in der Hand, während er jedes Wochenende großspurig zu unseren sogenannten öffentlichen Proben einlud, die natürlich alles andere als öffentlich waren. Aber egal, es gab weiß Gott Schlimmeres als Größenwahn. Was sollte ein gewöhnlicher Junge anderes tun, als in einer Rock'n'Roll-Band zu spielen?

Zum Proben waren wir mit Rücksicht auf die Nachbarn aus Floyds Block in einen Keller unserer Schule umgezogen. Wir verwiesen auf die selbst gemachte Kultur, die etwas Leben in den verwaisten Schulklub bringen würde, und kündigten großspurig mehrere Umsonst-Konzerte für einen guten Zweck an, woraufhin sich unsere Direktorin erweichen ließ und uns den Raum zur Verfügung stellte. Sie glaubte prinzipiell an das Gute im Menschen, da unterschied sich die wackere Kommunistin nicht sonderlich vom Himmelskasper der örtlichen Kirchengemeinde.

Musikalisch traten wir leider auf der Stelle. »Whole Lotta Rosie«, nur mit Bass und Saxofon gespielt, musste einfach scheiße klingen, selbst zu »Radar Love« reichte die Besetzung nicht. Es fehlten einfach die Gitarren, es fehlte ein Schlagzeuger, und niemand wollte singen. Zumindest nicht nüchtern.

Unsere Hoffnung auf weitere musikalische Mitstreiter hatte sich schnell in Luft aufgelöst. Der Proberaum war zwar ständig gut gefüllt mit Freunden und Freundinnen, doch an Musikern herrschte extremer Mangel. Kam schließlich doch jemand mit einem Gitarrenkoffer die Treppen zu unserem Übungsraum herunter, so zeichnete er sich meist durch totale Unfähigkeit aus. Nicht, dass wir sehr anspruchsvoll gewesen wären, aber das Riff von »Jumpin' Jack Flash« hätte es mindestens sein sollen. Wir wollten niemanden, der nur mit Zeltplatzakkorden brillieren konnte. Das konnten wir selbst.

Ganz ähnlich verhielt es sich mit unseren in immer größerer Anzahl auftauchenden weiteren Technikern, die sich mittlerweile mit der Anzahl der restlichen Anwesenden die Waage hielten.

Floyd blieb natürlich unser Cheftechniker, und er genoss es, wenn man ihn um seinen eklatant wichtigen Posten beneidete. Außerdem mauserte er sich zum Partygott, denn er hatte die größte Kassetten-sammlung der Stones zu Hause. Was seinen Nutzen für die Band anging, so hatte er im Lauf der Zeit begriffen, was einen Lötkolben von einem Lockenwickler unterschied. Sein größtes Talent aber bestand darin, stets für genügend Bier, Rotwein und Zigaretten zu sorgen, und das war in Zeiten immerwährender Geldknappheit auch nicht zu verachten.

Hausmeister Horst hingegen hatte leider kein Partyverständnis, und so schmiss er uns eines Tages ohne Vorwarnung einfach raus. Horst beschwerte sich schon seit Wochen immer wieder bei unserer Direktorin über das Unwesen, welches wir in seinem angestammten Revier unter der Flagge der Jugendarbeit trieben. Er hatte keinen Bock mehr darauf, sich sinnlos Arbeit ans Bein zu binden und Überstunden zu machen. Hausmeister waren an sich schon ein dummes Pack und kamen in unserer persönlichen Wertung gleich an zweiter Stelle hinter Bademeistern. Vielleicht sollte man mal versuchen, Haus- mit Bademeistern zu kreuzen? Vielleicht war ja auch Adolf Hitler auf diese Weise entstanden. Wer wusste das schon so genau?

Horst war eine echte Spaßbremse mit dem Humor eines Alkoholikers und ehemaligen Kettenrauchers: Ein paar Zigarettenskippen und zwei leere Flaschen Wein, die wir vergessen hatten wegzuräumen, ließen ihn bei unserer Direktorin aufkreuzen, und nachdem hinter der Gasschleuse im Keller noch jemand ein gebrauchtes Kondom liegen ließ, war der Ofen völlig aus. Unser Rausschmiss war besiegelt. Wir sollten uns ja zu allseits gebildeten sozialistischen Persönlichkeiten entwickeln, meinte unsere Schulleiterin, und nicht zu asozialen Hippies. Dabei soff unser Hausmeister mindestens für zwanzig, seine Standarte hätte ganze Russenregimenter in die Knie gehen lassen können.

Horst tat unschuldig, nachdem er sein Ziel erreicht hatte. Aber so einfach wollten wir uns nicht geschlagen geben. Bei Union wussten auch immer alle, wo der Schiedsrichter sein Auto abgestellt hatte. Horst parkte seinen Trabant de luxe nie direkt auf dem Parkplatz vor der Schule, sondern immer etwas um die Ecke. Er hatte wohl eine gewisse Vorahnung.

Nach unserer letzten Party, Horst hatte noch mit Aufräumen zu tun, entdeckten wir seinen hellblauen, garagengepflegten Trabant auf der Straße, zogen ihn aus der Parklücke, drehten ihn mit vereinten Kräften um und schoben ihn auf dem Dach zurück in die Parklücke. Sollte er doch am Samstagnachmittag, zur schönsten Fußballfernsehzeit, ein paar Trottel finden, die sich für ihn freiwillig die Hände schmutzig machten!

Children of the Grave

Wir liefen uns nicht eben zufällig über den Weg, irgendwie passte einfach alles perfekt zusammen: Bereits ein paar Tage nach unserem Rausschmiss trafen wir auf Henry. Wir gingen auf eine dieser üblichen Abschlusspartys, die gegen Ende eines jeden Schuljahrs an den Gymnasien veranstaltet wurden und auf denen in den meisten Fällen die örtliche Schulband auftreten durfte. Wenn man Leute suchte, die Musik machen wollten oder die gerade auf der Auswechselbank saßen, dann war man hier an der richtigen Adresse.

Und siehe da: Alles, was halbwegs ein Instrument halten konnte, war in der Aula versammelt und mäkelte lautstark am handwerklichen Können der auftretenden Bands herum, die im Wechsel mit einem DJ, der spöttisch hinter seiner Diskothek lümmelte, um die Gunst des bereits angetrunkenen Publikums warben. Die Potsdamer Nachwuchsmusiker-Polizei war vollzählig angetreten, und es wurde nun so langsam Zeit, dass auch wir unsere Visitenkarte hinterließen.

Henry war schon von Weitem zu hören: Ein kleiner, dicklicher Wüterich, der wegen seiner ausgefallenen Musikwünsche von seiner Majestät, dem Herrn Schallplattenunterhalter, bereits seit einer halben Stunde ignoriert wurde. Henry ging auf Pornis Nachbarschule und spielte Gitarre. Porni grüßte ihn im Vorbeigehen, aber Henry schien das gar nicht zu bemerken, sondern merkwürdig in Gedanken versunken zu sein.

Wenige Minuten später erkannten wir auch den Grund dafür. Er stolperte plötzlich aufs Podest, zog die Regler des Mixers herunter, fischte mit geübter Hand die Whitney-Houston-Kassette aus dem Deck, schleuderte sie quer über die Tanzfläche und legte flugs eine eigene Kassette ein, die er aus seiner Hosentasche zog. Der Diskjockey wusste nicht, wie ihm geschah, und leistete kaum Gegenwehr, zumal Henry ihm mit der Faust drohte und furchteinflößende Grimassen schnitt. Dann donnerte ein gewaltiges »Breaking The Law« aus den Boxen, gefolgt von »Wheels Of Steel«, während Henry versuchte, die Kapazität der Boxen weiter auszureizen. Die Tanzfläche leerte sich schlagartig – auf dieser Penne war die Zeit wohl noch nicht reif für Judas Priest und Saxon. Aber Henrys Kompromisslosigkeit gegenüber diesem Nichtsnutz an den Kassettenrekordern imponierte uns sofort. Henry war unser Mann.

Er sah auf den ersten Blick nicht aus wie jemand, dem man das Spielen auf dünnen Saiten zugetraut hätte, seine Wurstfinger schienen eher für das Schlagzeug gemacht zu sein. Er spielte jedoch schon seit einigen Jahren Gitarre, und das sogar auf dem Rücken, wie sich herausstellen sollte. Außerdem trug er ein paar Levis und eine abgewetzte Thälmann-Jacke, und damit war er einer von uns.

Henry wurde von allen Umstehenden Henner genannt, was unser tiefstes Mitgefühl entfachte. So war es nun einmal, trug endlich jemand einen ungewöhnlicheren Namen und hieß nicht Frank, Thomas oder Mike, schon wurde das glattgebügelt. Was Spitznamen anbelangte, lag der Rucksackberliner trendmäßig am Ende der Evolutionsgeschichte. Henry hatte mit ein paar Leuten aus seinem Umkreis schon vor einiger Zeit eine Band gegründet und war unserem eigenen Bandexperiment um Lichtjahre voraus. Ein gewisser Totti versuchte so gut wie möglich Schlagzeug zu spielen, und Pit, der Sänger in Henrys Band, war heute ebenfalls hier. Pit sang praktischerweise gleich in mehreren Bands – Sänger waren äußerst schwer zu finden, und man ließ ihnen so einiges durchgehen.

Als Sänger brauchte man jemanden, der leicht einen an der Waffel hatte, der keine Skrupel hatte, sich eventuell zum Obst zu machen, und der immer eine Bühne zur Selbstdarstellung suchte. Wenn man es recht bedachte, war zu viel Intelligenz geradezu hinderlich für diesen Job. Sänger traf man deshalb nur in Ausnahmefällen an einer Erweiterten Oberschule, meinte Henry. Und wenn Henrys Theorie wirklich so zutraf, dann hätten Floyd, Porni und ich noch Jahre erfolglos weitersuchen können.

Wir trafen Pit wenige Minuten später. Er machte einen merkwürdigen Eindruck auf uns, er stakste wie ein aufgeblasener Gockel durch den Saal und hatte dabei ein arrogantes Lächeln auf den Lippen. Er schien einerseits wirklich so dumm, wie es sich für einen anständigen Sänger gehörte, verfügte andererseits aber über das notwendige Ego für diesen Posten.

Zu guter Letzt gab es noch einen alten Schulfreund von Henry, der sich eigentlich nicht wirklich für Musik interessierte. Sein Name war Christoph, und er spielte eigentlich nur Henry zuliebe in der Band, weil der Proberaum im Einfamilienhaus seiner Eltern lag. Erschwerend kam hinzu, dass Christoph Orgel spielte. Und um das Unglück komplett zu machen, spielte er keine coole Hammondorgel, sondern eines dieser üblen Instrumente der Marke Vermona, mit denen man nur nachts und möglichst unerkant den Proberaum verlassen sollte.

Wir beschlossen, gemeinsame Sache zu machen, und zwei Tage später standen wir im Proberaum von Henrys Band. Uns würde es nur als Trio geben, das hatten wir Henry schon auf dem Abschlussfest verklickert, aber er und die anderen Bandmitglieder fanden das völlig in Ordnung. Ein Saxofon klang immer gut, einen Bassisten hatten sie nie zuvor gehabt, und wenn sich während der Probe freiwillig jemand um die ständig brummenden Röhrenverstärker, die abgebrochenen Klinckenstecker und den ganzen Kabelsalat kümmern würde, ginge das auch in Ordnung.

Und wo so viel Sonne schien, da musste es natürlich auch Schatten geben: Unsere neue Band hatte sich bereits einen Namen ausgedacht. Ausgerechnet Madstop sollte es sein, der Name dieser Oberlangweilerstadt, wenn auch rückwärts geschrieben.

»Ich habe es gewusst, Mike. Irgendwas musste ja noch kommen«, maulte Floyd. »Die Orgel von dem Typen hat mich schon genervt, aber dieser beschissene Name schlägt echt dem Fass den Boden aus!«

Mir war der Name, ehrlich gesagt, völlig egal, ich war froh, endlich in einer richtigen Band zu spielen, anstatt noch ewig und drei Tage mit Floyd, Porni und ein paar Nichtskönnern im Schulklub abzuhängen. Das hier war unsere erste *richtige* Band.

»Ich finde den Namen auch scheiße, aber damit müssen wir leben. Das ist doch erst der Anfang!«, versuchte ich ihn zu besänftigen.

»Da müssen wir mit leben?« Porni fiel vor Entsetzen die Zigarette aus dem Gesicht. »Das sagst ausgerechnet du, der eitelste Bassist unter der Sonne? Namen sind doch nicht einfach nur Schall und Rauch! Ganz im Gegenteil, sie sind das Aushängeschild schlechthin, eine Religion, eine Weltanschauung. Ich bin entsetzt, Mike. Was kommt denn als Nächstes?«

Ich hatte keine Lust, darüber zu streiten. Nicht, dass mir ein guter Name nicht wichtig gewesen wäre, aber lieber ein beschissener Name als eine beschissene Band. Ich dachte mit Grauen an unsere Zeit im Schulklub zurück. Nein, das wollte ich nicht länger haben.

Wir probten wie die Blöden, und im Lauf der Zeit gewöhnte ich mich sogar an Tottis Rhythmusschwankungen. Meine erste Lektion war, dass Schlagzeuger und Bassisten so eine Art Schicksalsgemeinschaft bilden mussten und die Rhythmusgruppe nur so gut war wie das schlechteste Glied der Kette, bei dem es sich in diesem Fall um Totti handelte. Trotzdem war er ein netter Kerl, und ein Totti am Schlagzeug war immer noch besser als gar kein Schlagzeuger. Das leuchtete sogar Porni ein, der ihn gern mit seinen Mängeln aufzog.

Viel schwerer war es dagegen, mit Christoph klarzukommen. Christoph war vom Rock'n'Roll so weit entfernt wie die Erde vom Mars. Er sah aus wie ein Musterschüler, und ich stellte mir während der Probe manchmal vor, wie er Weihnachten am Klavier vor dem geschmückten Baum saß und vor der versammelten Sippe »Stille Nacht«, »Horch was kommt von draußen rein« und »Für Elise« vortrug. Dass wir im Keller seines Hauses probten, machte die Sache nicht gerade einfacher, denn Christoph war damit unkündbar. Natürlich kam der Vorschlag des Bandnamens von ihm. Wer sonst hätte eine dermaßen blöde Idee haben können? Wir hassten ihn von der ersten Sekunde an.

Für Porni, Floyd und mich stand fest, was in nicht allzu ferner Zukunft zu tun wäre, und auch Henry hatten wir bald so weit. Wir mussten ja nicht bis in alle Ewigkeit mit einer Orgel auftreten. Erst einmal mussten wir überhaupt auftreten. Es gab sogar schon einen Termin, drei Monate später, ein Konzert in der Turnhalle von Henrys Schule. Wir mussten also schnellstens ein Programm zusammenstellen. Ein Vierteljahr schien erst eine lange Zeit zu sein, aber wir standen schließlich ganz am Anfang, sehr anspruchsvoll würde das Programm also nicht werden.

Immerhin konnten wir Christoph dazu überreden, sich »Riders On The Storm« von den Doors und »Smoke On The Water« raufzudrücken. Es klang sogar ganz passabel, wenn man außer Acht ließ, dass er sich für die Stücke ganze Partituren herausgeschrieben hatte. Für Christoph war Musik so etwas wie Mathematik, je komplizierter, desto besser. Er schrieb sich jedes noch so kleine Detail aufs Notenpapier. Wahrscheinlich hatte er sogar das Knacken der Schallplatte notiert. Wir ließen ihn gewähren und kümmerten uns um die Gitarrenparts.

Technisches Gerät hatten wir inzwischen genug zusammen, um auftreten zu können. Henry hatte einen Kofferverstärker von einem Verwandten als Dauerleihgabe, und Totti besaß ein brauchbares Schlagzeug. Christoph hatte von seinen Eltern zu Weihnachten einen Verstärker und einen Phaser bekommen, auf den Henry ein Auge geworfen hatte.

»Christoph, das ist nichts für die Orgel! Das ist eindeutig Gitarrenwerkzeug! Das Teil stellt man auf den Boden und bedient es mit dem Fuß!«

Doch Christoph ließ sich nicht erweichen, er schloss seinen Phaser an die Orgel an und erzeugte damit noch merkwürdigere Töne als zuvor, den Fußschalter betätigte er dabei jedes Mal hilflos mit der Hand. Floyd verdrehte bei diesem Anblick die Augen. Lange würden wir uns das nicht mit ansehen. Irgendwie wurden wir das Gefühl nicht los, dass Christoph eigentlich nur für seine Eltern spielte. Seine Mutter stand genauso oft im Keller wie Floyds Mutter damals.

Woran es wirklich mangelte, war eine kleine Gesangsanlage. Floyd hatte mittlerweile seine Freundschaft mit dem Verbrechersyndikat um Musik-Schulze und seine osteuropäischen Kollegen intensiviert, die ihm daraufhin zwei alte Endstufen und mehrere Lautsprecher aus alten Boxen preisgünstig überließen. Ab und an musste er dafür samstags, wenn das restliche Verkaufspersonal noch seinen Freitagsrausch abschließ, hinter dem Tresen stehen.

Wir besuchten ihn dann und hatten den ganzen Tag die komplette Werkstatt im Hinterzimmer für uns. Wir reparierten zwei alte Endstufen und schraubten pausenlos alte Lautsprecher aus verstaubten Gehäusen, die wir dann sorgsam wieder herrichteten. Schulze vertraute uns und schaute nicht so genau hin, wenn mal eine Röhre fehlte. Er war sich ziemlich sicher, seinen Kundenstamm um eine komplette, dienstleistungshungrige Nachwuchsband bereichert zu haben.

Floyd blühte in seinem Job völlig auf. Eines Tages erklärte er uns, dass es doch wohl völlig blödsinnig wäre, wenn wir uns fertige Boxen kaufen würden. Es wäre sicherlich günstiger, die Dinger einfach selbst zu bauen. Er hätte da letzte Woche auf einer Party einen Lehrling kennengelernt, dessen Eltern so etwas wie eine Tischlerfirma gehörte.

»Der Typ ist wirklich okay und fährt sogar auf die Stones ab«, grinste Floyd. »Der würde auch gern in einer Band mitmachen, kann aber leider kein Instrument spielen. Versteht ihr? Genau wie ich, quasi!«

Henner verstand Floyd als Erster, der Rest stand immer noch auf der Leitung.

»Du meinst, wir bräuchten dringend einen zweiten Techniker?«

Bei mir dauerte es eine ganze Weile, bis der Groschen fiel. »Meinst du, der macht bei uns mit und baut uns preisgünstig ein paar Boxen, solange wir ihn brauchen? Und wenn wir alles zusammenhaben, was macht er dann? Schmeißen wir ihn einfach wieder raus?«

»Nein, wieso denn? Jede richtige Band hat zwei Techniker. Einer macht den Ton – das bin ich –, und einer macht Licht. Oder wollt ihr im Dunklen spielen?«, erläuterte Floyd.

»Und dafür baut der uns dann Boxen? Wie viele denn? Lohnt sich das?«

Henry war auch noch nicht ganz überzeugt von Floyds Plan.

»Wieso wie viele? Der Typ hat gesagt, wenn er mitmacht, dann kann er auch was für umsonst basteln. Oder sagen wir mal für den Materialpreis. Und das Beste: Der Typ baut uns die Dinger genau so, wie wir sie haben wollen.« Floyd blickte triumphierend in die Runde und erwartete bei so vielen Geschenken natürlich keinen Widerstand. »Und? Was sagt ihr? Ich meine, die Alten von dem haben ihre Tischlerbutze direkt in der Innenstadt um die Ecke von Schulze. Der Typ ist urst gut drauf, wo soll da das Problem sein? Es muss ja auch mal vorwärtsgehen mit der Kurkapelle Tausendschön. Wir müssen endlich raus aus diesem blöden Keller. Ich kann die Eierverpackungen an den Wänden nicht mehr sehen. Die Bretter, die die Welt bedeuten, Kollegen! Da müssen wir jetzt mal eine Schippe Kohlen drauflegen!«

Floyd hatte vom Reden schon Schaum vor dem Mund, so kannte ihn niemand aus der Band, selbst ich nicht, der mit ihm nun schon seit Ewigkeiten befreundet war. Floyd war nie ein Freund großer Worte gewesen, aber nun hatte er die ganze Sache wohl schon eingetütet und war wahnsinnig stolz auf seine Leistung. Und ich war irgendwie stolz auf Floyd. Dass er überhaupt mal mit einer eigenen Idee um die Ecke kam, war schon erstaunlich.

»Am Freitag um kurz nach vier hat Dose Schluss. Dann können wir uns in der Firma treffen und über alles quatschen. Wer will mitkommen?«

Drei Tage später trafen wir uns in der Klement-Gottwald-Straße 7, vor der Tür der Firma Felgenhauer. Henner, Porni, Totti und ich standen rauchend vor dem großen, grünen Hoftor. Wer fehlte, war Floyd. Wir kannten uns ziemlich gut in Potsdam aus, aber von einer Tischlerei direkt in der Innenstadt hatten wir noch nie gehört.

»Ey, guckt mal, hier steht *Felgenhauer – Bestattungsinstitut und Sargtischlerei!*«

Ich glotzte ungläubig auf das rostige Namensschildchen am Hoftor. Den Laden daneben, an dem der Firmenname in riesigen Lettern prangte, hatten wir völlig übersehen.

»Eine Sargtischlerei, Alter. Nicht bloß irgendeine poplige Tischlerei!«

Totti bekam sich nicht mehr ein.

»Da kriegt ihr mich nicht rein!«, schiefte Henry, »Ich geh doch nicht freiwillig in eine Sargbude. Erst wenn ich muss!«

Henry war nicht wohl bei dem Gedanken, doch da bog Floyd auch schon freudestrahlend um die Ecke.

»Na gut, ich hab wohl eine kleine Kleinigkeit unterschlagen. Henner, es kann doch keiner wissen, dass du so mädchenhaft bist, Alter! Aber ich wollte auch, dass ein paar von den Herren Künstlern persönlich erscheinen. Das ist doch mal urst cool, oder? Hier kommt eben echtes Black-Sabbath-Feeling auf! Madstop mit Boxen aus einer Sargtischlerei! Sagt mir eine einzige Band, die damit konkurrieren kann. Das ist mal echter Rock'n'Roll! Wir sind die totalen *Children of the Grave!*«

Floyd klopfte ein verabredetes Morsezeichen an die Holztür, die sich kurz darauf wie von Zauberhand öffnete.

»Das ist Herr Felgenhauer.«

»Tachchen«, grinste dieser etwas verschüchtert, während er die Sägespäne aus seinem Dederon-Kittel klopfte. »Ich bin Dirk. Ihr könnt mich aber auch Dose nennen. Kommt rein, dann könnt ihr schon mal zur Probe liegen!«

Dose grinste vielversprechend.

»Wer ist denn auf Dose gekommen, Alter? Klingt jedenfalls besser als einfach nur *Felgenhauer*. Immer diese beschissenen Nachnamen, das kotzt mich an«, begrüßte ich ihn.

»Na ja, Dose fand ich am besten. Früher haben mich meine Kumpel immer Kiste genannt, wegen der ganzen Särge hier. Aber Dose klingt besser. Nicht ganz so nach Tod. Ich hab mich jedenfalls dran gewöhnt.«

Dose schien ein netter Typ zu sein. Selbst Henry fand ihn nett, trotz seines etwas ausgefallenen Berufs.

»Wie kommt man denn in deinem Alter dazu, Särge zusammenzuschrauben?«

»Mein Opa und mein Uropa haben schon Särge gebaut und ganz gut davon gelebt. *Gestorben wird immer*, war deren Leitspruch. Stimmt ja auch. Über zu wenig Arbeit mussten wir uns nie beklagen. Aber ich muss auch mal was anderes machen. Nur Holzkisten zu bauen, die dann letzten Endes unter der Erde verrotten, ist ja auch keine Erfüllung. Ich brauche mal was für die Ewigkeit!«

Floyd und Dose wurden mit der Zeit unersetzlich. Die beiden blühten förmlich auf, besonders was ihre kriminelle Energie anging. Ihr Ideenreichtum war grenzenlos. Floyd hatte nicht zu viel versprochen, und schon nach wenigen Wochen waren die größten Anschaffungen gemacht. Nicht nur die Boxen, sondern auch unsere Lichtenanlage, an deren Beschaffung Floyd und Dose Wochen gearbeitet hatten, stand in einem krassen Missverhältnis zu unserem Können als Band. Mehr noch, sie war mit Sicherheit die größte Anlage dieser Art, derer sich jemals eine Schülerband rühmen konnte. Floyd und Dose hatten sich wirklich selbst übertroffen. Und dabei war alles so einfach gewesen.

Potsdam hatte an Industrie nicht viel zu bieten, aber immerhin befanden sich die Filmstudios der DEFA hier, die sich als einer der größten Arbeitgeber der Stadt verpflichtet fühlten, jedes Jahr mit einer kleinen Attraktion auf dem Weihnachtsmarkt zu glänzen: dem Märchenwald. Dafür wurde Jahr für Jahr der Fundus der Abteilung für Kinderfilme geplündert und zur Belustigung der lieben Kleinen eine Art Weihnachtskalender zum Anfassen neben dem offiziellen Potsdamer Weihnachtsmarkt aufgebaut. Hier konnte man mit der Familie herumspazieren und die Figuren aus den Märchen der Gebrüder Grimm oder aus den Kinderfilmproduktionen der letzten Jahre in Lebensgröße bewundern. Die Figuren wurden zu verschiedenen Szenen zusammengestellt, aufwändig ausgeschmückt und ebenso aufwendig beleuchtet, was einer Einladung an Floyd und Dose gleichkam.

Ihr Plan war so einfach wie genial: Wir sollten die Scheinwerfer in aller Ruhe erst einmal unter Live- und Open-Air-Bedingungen begutachten, anschließend mussten wir unsere künftige Lichtanlage dann nur noch abpflücken. Ein kurzer Moment der Angst, das wäre eigentlich schon alles.

Und so geschah es, dass wir uns eines Abends mit unseren Freundinnen zum Bummeln auf dem Weihnachtsmarkt verabredeten, um dort, mit aus der Verwandtschaft geborgten Kinderwägen, Stück für Stück unsere Wunscheinwerfer unauffällig einzusammeln. Siebzehn- und achtzehnjährige Mütter mit Kinderwagen waren im Osten nichts Besonderes.

Ich wunderte mich schon sehr, dass ich Simone für diese Aktion so einfach begeistern konnte, aber wahrscheinlich lag ihr Enthusiasmus nur in der Tatsache begründet, dass sie mit mir zusammen mit einem Kinderwagen umherfahren konnte. Ich kam mir extrem bescheuert vor, aber es war ja für einen guten Zweck. Ich betete nur inständig, dass wir keine Arbeitskollegen meiner Eltern trafen, die dann später meinen Eltern zum Enkel gratulierten. Aber es regnete, nur ein paar Hartgesottene standen rauchend am Eingang zum Weihnachtsmarkt und warteten, dass der Glühweinstand endlich aufmachte.

Es war erst eine halbe Stunde dunkel, und viel länger konnten die Scheinwerfer auch noch nicht an sein, da hatte ich mir schon zum ersten Mal die Finger verbrannt. Die Dinger glühten förmlich.

»Scheiße, das fehlt jetzt noch. Ich muss morgen zum Vorspiel in der Musikschule antreten!«

Ich pustete auf meine Finger und ließ vor Schreck das Kabel von Schnatterinchen in den Schneematsch fallen. Simones Mitleid hielt sich in Grenzen.

»Kleine Sünden straft der liebe Gott sofort. Ich möchte gar nicht wissen, was der denkt, wenn wir hier direkt vor seiner Nikolaikirche Scheinwerfer klauen«, grummelte sie in ihren Schal.

»Das ist mir völlig wurst. Ich bin schließlich Atheist. Und die Lampen gehören ihm gar nicht persönlich. Die sind sozialistisches Eigentum. Der liebe Gott hat im Osten gar nichts zu melden.«

Wir drehten noch eine Runde mit dem Kinderwagen und trafen dabei auf die beiden anderen Madstop-Paare, die heute hier Dienst hatten. Pit hatte eine Verehrerin mit der Aussicht auf Sex bestochen, und Henry drehte mit seiner Cousine ein paar Runden.

»Und? Habt ihr was Schönes?«, fragte Pit.

»Wir haben einen schönen Spot gefunden, aber das Ding glüht noch. Wir müssen noch eine Runde drehen.«

Fünf Minuten später kam uns Henry entgegen. Er schlug die Decke seines Kinderwagens zurück und grinste.

»Die kommen hinter das Schlagzeug. Da müssen wir nur noch ein Gestell bauen, dann sieht das bestimmt total abgefahren aus. Die Lampen haben eine super Leistung!« Dann öffnete er seine Einkaufstasche. »Und die beiden hier kommen an die Seiten. Ich wusste gar nicht, dass solche kleinen Dinger so hell sein können. Und wasserdicht sind die auch. Den Rest hat Dose schon eingepackt.«

»Was für einen Rest denn?«, fragte ich verwundert.

»Ach, ich war heute früh auf dem Weg zum PA-Unterricht schon mal hier. Als Elektriker sozusagen. Ist dir gar nicht aufgefallen, dass der

Weihnachtsbaum etwas dunkler geworden ist? Der Spot ist jetzt unser. Steht schon im Proberaum. Aber wir sollten langsam abhauen, sonst sieht das aus wie das Jahrestreffen der Jungen Eltern.«

Wir schoben unsere Beute in den Fußgängertunnel unter der Langen Brücke, wo Floyd und Dose schon auf uns warteten. Sie hatten gestern Abend ganz uneigennützig beim Aufbau des Weihnachtsmarkts mitgeholfen und dabei schon das eine oder andere Stück zur Seite gestellt. Henry hatte es tatsächlich gewagt und den großen Verfolgerspot geklaut.

Wir transportierten die Scheinwerfer mit Tottis altem Wartburg zu Henrys Vater in die Garage. Er hatte sich schon eine Ausrede für die plötzliche Anwesenheit von siebzehn Scheinwerfern zurechtgelegt. Jetzt mussten wir nur noch darauf hoffen, dass das örtliche Käseblatt, die *Potsdamer Neuesten Nachrichten*, keinen Bericht über den Diebstahl der Weihnachtsmarkt-Scheinwerfer bringen würde. Meine Brandblasen an den Händen brauchten eine ganze Weile, um wieder abzuheilen. Herr Fuchs und Frau Elster, Pittiplatsch, Frau Holle, der Mischka-Bär aus dem *Sandmännchen* und Schneeweißchen und Rosenrot mögen uns verzeihen, dass sie für eine Weile im Dunklen stehen mussten.

Rein lichtenlagentechnisch hatten wir nun wohl auf lange Zeit keine Konkurrenz mehr zu befürchten. Der Verlust der Lampen schien seltsamerweise niemandem aufgefallen zu sein, nicht einmal Simones Mutter erwähnte irgendetwas von einem Diebstahl, obwohl sie bei der DEFA arbeitete, die gemeinhin als die Gerüchtezentrale Potsdams galt. Wir strichen die Gehäuse der geklauten Scheinwerfer einfach mit schwarzer Farbe über und sprühten unser neues Madstop-Logo drauf.

So langsam gewöhnten sich auch Floyd und Porni an den Namen Madstop. Wir fühlten uns wie die Mitglieder einer Art Stadtguerilla, und das schweißte uns natürlich zusammen. Teilweise schrieb ich unseren Größenwahn dem Stolz auf die gelungene Lichtaktion zu, nach Floyds Meinung hatten wir nun uneinholbar die Pink-Floyd- und Genesis-Liga erreicht.

Auch Dose platzte vor Stolz. Er hatte zusammen mit Floyd dessen komplette Lautsprecheransammlung in vier großen Boxen untergebracht. Mit dem fett aufgesprühten Logo von Madstop, einer Art Piratenflagge mit gekreuzten Gitarren, welches Henry sich vor ein paar Tagen ausgedacht hatte, sah das Ganze schon ziemlich überzeugend aus – und klang auch gar nicht schlecht.

Was uns zum Glück noch fehlte, waren eigentlich nur ein paar eigene geile Songs. Aber dafür waren ja nicht Dose und Floyd, sondern ganz allein die Herren Musiker zuständig. Wir beschlossen, zunächst ein Coverprogramm einzuüben, um unser allererstes Konzert zu überstehen, dann würden wir weitersehen.

Wenn wir abends nach der Probe gelangweilt an der Bushaltestelle auf die C-Linie warteten, blickten wir auf die Russenkaserne, die sich ganz in der Nähe unseres Probenraums befand, und konnten die großen Lichtkegel hinter der Kasernenmauer deutlich leuchten sehen. Auf Floyd übten sie eine geradezu magische Anziehungskraft aus. Er vermutete einen geheimen UFO-Landeplatz auf dem Gelände, anders konnte er sich das Licht dort nicht erklären. Unserer Meinung nach hatten wir eigentlich bereits genügend Lichttechnik – so viel, dass sie den gesamten Platz in der Garage von Henrys Vater einforderte –, aber Floyd und Dose fühlten sich in ihrem Wirken als Techniker noch unterfordert, und wie die beiden schnell herausfanden, befand sich direkt hinter der Mauer der Russenkaserne das Lazarettgebäude, auf dessen Dach zwei riesige Scheinwerfer montiert waren, die den gesamten Vorplatz ausleuchteten. Floyd hatte sich in den Kopf gesetzt, auf unserem ersten Konzert in der neuen Besetzung mit zwei riesigen Verfolgerspots zu agieren, nämlich mit genau diesen beiden Teilen, die sich noch auf dem Gelände der Russenkaserne befanden. Noch!

Doch ganz so einfach wie im Märchenwald würde es dieses Mal wohl nicht werden. Beim Diebstahl in einer Kaserne, zumal einer russischen, sollte man sich besser nicht erwischen lassen, denn das war noch einmal

eine ganz andere Liga. In unseren Augen waren besonders die einfachen Soldaten arme Schweine, zumal sie kaum älter waren als wir. Sie durften keinerlei Kontakt zur Zivilbevölkerung aufbauen, und es kursierten die übelsten Horrorgeschichten über die Behandlungsmethoden, denen sie in den Kasernen ausgesetzt waren. Der Grundwehrdienst bei der Nationalen Volksarmee schien dagegen wie der Aufenthalt in einem Ferienlager. Wir konnten öfter beobachten, wie die untersten russischen Dienstgrade Kohlewaggons mit blanken Händen entladen mussten oder auf Knien die Bordsteinkanten auf ihrer Straßenseite mit einer Zahnbürste weiß anstrichen.

Wenn es niemand mitbekam, konnte man jedoch am Abend, wenn die Wachsoldaten sich auf ihren Türmen langweilten, kleine Geschäfte mit ihnen machen. Floyd ließ keine Möglichkeit unversucht, und mit der Zeit machte er sich bei der Spätwache beliebt. Schnaps ging natürlich am besten, dafür erhielten wir beispielsweise Uniformgürtel aus Leder oder die berühmten Belomorkanal-Zigaretten, die eine Zeitlang unter den Nikotinsüchtigen der Stadt äußerst beliebt waren. Die musste man an ihrem langen Mundstück immer noch zwei Mal einkniffen, und sie schmeckten beschissen, aber zumindest sah das alles sehr geheimnisvoll aus. Ob die Russen für vier Flaschen Wodka auch ihre beiden Scheinwerfer hergeben würden?

Bei Wodka wurden Soldaten erwartungsgemäß schwach, viel mehr gab es ja nicht, womit man sich in einer Kaserne die Zeit vertreiben konnte. Nachdem wir die vier Flaschen eines Tages an einem Seil in den Wachturm hatten hinaufziehen lassen, fanden die beiden riesigen Scheinwerfer vom Dach des Lazarettts sofort den Weg zu uns. Es war wie bei Max und Moritz, wo die beiden bei Witwe Bolte durch den Schornstein nach den Hühnern angelten, nur anders herum. Floyd und Dose waren fast am Ziel ihrer Wünsche.

Kurz vorher allerdings gab es einen nicht eingeplanten gewaltigen Knall, und wir standen im Dunkeln. Die ganze Straße war finster, auch im Kasernenhof war kein Lichtstrahl mehr zu erkennen. Von drinnen

hörte man nur das leise Lachen der beiden Wachposten. Wenig später winkten die beiden Soldaten mit einer kleinen Taschenlampe freudestrahlend vom Turm. Die hatten einfach die Scheinwerfer mit einer Zange abgeschnitten und dabei versehentlich das Kabel mit der kompletten Straßenbeleuchtung erwischt. Russen tickten eben anders, sie waren anscheinend vollkommen schmerzfrei, dafür konnten wir mit Madstop jetzt fast schon *The Wall* aufführen.

Der Termin unseres ersten Konzerts näherte sich mit Riesenschritten, und wir wurden von Tag zu Tag aufgeregter. Dose und Floyd verbarrikadierten sich mit unserer Lichtanlage in der Werkstatt der Familie Felgenhauer. Sie wollten sich selbst übertreffen und als unsterblich in die Potsdamer Musikszene eingehen.

»Macht ihr mal lieber ein paar ordentliche Songs! Um den Rest müsst ihr euch keine Sorgen machen. Das läuft alles quasi von selbst.«

Die beiden taten geheimnisvoll und rückten nur mit den notwendigsten Informationen raus, aber wir vertrauten ihnen. Was konnten wir auch anderes tun? Wir kümmerten uns derweil um die Songs. Christoph kämpfte immer noch tapfer mit seinen zehneitigen handgeschriebenen Partituren von »Riders On The Storm« und »Smoke On The Water« und wunderte sich über die Abweichungen, wenn Henry ein Solo nicht in exakt der gewohnten Länge spielte. Wir ließen ihn sich wundern, zumindest war er nun mit sich selbst beschäftigt und hielt den Mund.

Die ersten Coverversionen klangen für unseren Geschmack tatsächlich ganz brauchbar, »Doctor, Doctor, Please« von UFO, das unvermeidliche »Jumpin' Jack Flash« von den Stones und »Hey Joe« von Jimi Hendrix, eben die üblichen Verdächtigen für den Anfang. Wir hatten genug zu tun und waren froh, wenn Pit einmal nicht zur Probe kam, denn Sänger nerven dort eigentlich nur, stehen im Weg herum, quarzen die Bude voll, fühlen sich ständig überflüssig und glänzten mit Aktionismus, den niemand gebrauchen konnte.

Eines Tages platzte Pit jedoch völlig außer Atem in die Probe.